

*Herrliche
Glückwünsche*

*Gedanken und Gratulationen
aus fünf Kontinenten für*

Paul Gerhard Klusmann

zum 25. Februar 2013

Lieber, sehr verehrter Herr Klussmann,
verehrte Gratulationsgemeinde, liebe Leserinnen und Leser,

90 Gratulationen zum 90. Geburtstag von Paul Gerhard Klussmann war unser Ziel – und es ist nicht nur erreicht, sondern weit überboten. Glückwünsche von den fünf Kontinenten haben uns und den Jubilar erreicht und dürfen hiermit zugleich einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Sie finden diese kleine virtuelle Festschrift auf der Homepage des Instituts für Deutschlandforschung, das von Paul Gerhard Klussmann nicht nur mitgegründet und als Geschäftsführender Direktor in den Jahren 1989 bis 2002 geleitet wurde, sondern das er bis heute maßgeblich prägt und inspiriert. Sein Faible für Technik und Zukunft, nicht zuletzt die fast solitäre Beherrschung der Enigma, sind ein guter Grund für die etwas außergewöhnliche Form, die aber womöglich neue Standards begründen und setzen kann.

Von Sibirien bis zur Elfenbeinküste, von Neuseeland bis Moskau, von Kanada bis Taiwan, von Essen-Rüttenscheid bis Radebeul – überall wird heute gefeiert oder mit-gefeiert: VIVAT, VIVAT, VIVAT!

Die Geburtstagsschrift vertraute der Logik weltweiter Vernetzung. Wir in Bochum haben einen Stein ins Wasser geworfen und gehofft, dass möglichst viele von seinen Wellen erreicht wurden. Manche haben erst etwas später von dem Projekt Kenntnis erlangt, manche vielleicht ein wenig zu spät, um heute schon dabei zu sein. Aber diesen sei gesagt: Unsere Sammlung wird regelmäßig erweitert und erneuert, wenn uns noch Glückwünsche erreichen, die „dabei“ sein wollen – bis zu unserem „Klussmann-Kongress“ im Mai 2013.

Für Ihre kreative Mitarbeit danken wir allen Trägerinnen und Trägern sehr herzlich. Im Bochumer IDF-Team hat María Helena Rincón Murillo die größten Verdienste um das Gelingen durch ihre technische Genialität. Auch den übrigen Kolleginnen und Kollegen im Institut danke ich sehr für viele Ratschläge und mannigfache Unterstützung, namentlich Mirjana Stančić. Für alle Fehler, Defizite und Misshelligkeiten des Projekts trägt hingegen nur der Unterzeichnende die Verantwortung, der das erste Steinchen geworfen hat.

Bochum, 25. Februar 2013

Frank Hoffmann

TABULA GRATULATORIA

1. AHRENDS, Günter
2. ALLABA, Ignace
3. BEHSE, Georg
4. BEYER, Franz-Heinrich
5. BLEEK, Wilhelm (2)
6. BOGDAL, Klaus-Michael (2)
7. BOITOR, Kinga
8. BOLLACHER, Martin (2)
9. BORZYSZKOWSKA,
Miloslawa
10. BÜNTING, Karl-Dieter
11. CAMEN, Cornelia (2)
12. COIGNARD, Tristan
13. COTARLEA, Delia
14. DENNES, Rolf
15. DILLER, Hans-Jürgen
16. DONIG, Natalia
17. EIMERMACHER, Karl und
RIFF-EIMERMACHER,
Gisela (4)
18. EMMERICH, Wolfgang
19. FAULENBACH, Bernd
20. FINKE, Reinhard
21. FLEGEL, Silke (8)
22. FLUCK, Hans-R.
23. FREER, Doris (14)
24. GIOVANNINI, Elena
25. GRETSCHUSCHNIKOVA,
Tatjana
26. GROSSE, Barbara und
Siegfried
27. GRUBER, Bettina und Piotr
R. SCHELLER
28. GRUNENBERG, Antonia
29. HARTLIEB WALLTHOR,
Anja (2)
30. HARTMANN, Anne
31. HARTMANN, Dietrich
32. HEINERT, Alexander
33. HIB, Guido
34. HOFFMANN, Frank (4)
35. HÖLTER, Achim H.
36. JAGUPOVA, Larissa (2)
37. JANSSEN, Siebo M. H.
38. JIANHUA ZHU
39. JORDAN, Lothar
40. KAHRMANN, Cordula
41. KAIFU ZHU
42. KALIUSCENKO, Vladimir
(2)
43. KARPOV, Anatoli (2)
44. KARSCH, Laura und Stefan
(2)
45. KATAJEVA, Stalina und
Olga LEONOVA (2)
46. KETELSEN, Eva und Uwe-K.
47. KIRILINA, Alla (2)
48. KISLJAKOVA, Ljudmila

- 49.KNOCHE, Susanne
- 50.KOCHANOWSKA-
NIEBORAK, Anna
- 51.KÖHNEN, Ralph
- 52.KOPKA, Christiana
- 53.KRAUSS, Hannes
- 54.KUNICKI, Wojciech
- 55.LESCHENKO, Olesia
- 56.LIDERMAN, Julia
- 57.LOSADA, José Luis
- 58.MENGE, Heinz H. (pseud.)
- 59.MILOSERDOVA, Elizaveta
(2)
- 60.MÜLLER-MICHAELS,
Harro (2)
- 61.MURATOWA, Swetlana
- 62.PAZUHINA, Nadeshda
- 63.PELASCHENKO, Irina
- 64.PELKA, Anna
- 65.PETZINA, Dietmar
- 66.PIETREK, Daniel
- 67.PLUMPE, Gerhard (14)
- 68.PUFELSKA, Agnieszka und
Juliette WEDL, Manuela
POGGI, Nele SAß
- 69.RAMM WEBER, Susanne
- 70.REBAY, Magdolna (2)
- 71.RINCÓN MURILLO,
María Helena und Lukas
ZIMMERMANN
- 72.RUPP, Barbara und Gerhard
- 73.SAUERLAND FREER,
Jürgen (8)
- 74.SAVINA, Valentina
- 75.SCHMIDT, Friedrich Karl (4)
- 76.SCHOLL-SCHNEIDER,
Sarah und Miroslav
SCHNEIDER
- 77.SCHULLER, Marianne
- 78.SHIEJ, Jhy-Wey
- 79.STANCIC, Mirjana
- 80.STAPELFELDT, Kim
- 81.STEIER, Sonja (5)
- 82.STEIN, Regina
- 83.TAGANGAEVA, Mascha und
Yves PARTSCHEFELD,
Gulnaz GARAEVA
- 84.TOKARZEWSKA, Monika
- 85.TORMA, Franziska
- 86.TÜRNAU, Dirk
- 87.TWER, Universität
- 88.USCHIKA, Institutshündin
- 89.VERSARI, Margherita
- 90.VOIGT, Dieter
- 91.VOß, Werner
- 92.WANDRUSZKA, Marie
Luise
- 93.WERBER, Niels
- 94.WERNER, Renate
- 95.WITTERSHAGEN, Jutta
- Und viele andere ...

Lieber Herr Klussmann,

aus Anlass Ihres 90. Geburtstages wünsche ich Ihnen viel Glück, eine weiterhin stabile Gesundheit sowie ein tiefes Gefühl der Befriedigung beim Rückblick auf Ihr langes und erfülltes Leben. Sehr gern erinnere ich mich noch an unser gelegentliches Zusammenwirken bei der Betreuung von Examenskandidaten und im publizistischen Bereich. Erhalten Sie sich Ihre geistige und körperliche Frische und seien Sie herzlich begrüßt von

Ihrem

Günter Ahrends

Keiner vermag zu vergessen die wertvollen
Lehren von Ihnen all diese Jahre hindurch
Undankbar wäre ich als Ihr einmaliger
Student, wenn ich das vergessen würde.
Sicher sind Sie für mich und viele ein wissenschaftliches
Modell, ein großer Kopf. Von daher kommen
Aus dem fernen Afrika meine bescheidenen Worte aber
Nicht minder herzlich, um Ihnen zu wünschen
Noch eine frohe neunzigjährige Geburtstagsfeier.

Dr. phil. Ignace Allaba
Universität in Bouaké (Elfenbeinküste)

Sommer-Akademie an der Ruhr
Universität Bochum 2008

Sehr geehrter Professor, lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90.Geburtstag gratuliere ich Ihnen ganz herzlich. Ich wünsche Ihnen Gesundheit, Tatkraft und Glück im Kreise Ihrer Lieben.

An die Jahre, in denen ich Ihr Student und Mitarbeiter war, denke ich gern und dankbar zurück. Ihre Offenheit und Empathie, Ihre Begeisterungsfähigkeit für Ideen und Projekte, Ihre freundliche Großzügigkeit haben sich mir nachdrücklich eingeprägt. Die guten Erinnerungen an Sie sind mir ziemlich präsent, auf beglückende Weise. Was allerdings den Nachteil hat, dass sie mich immer wieder daran zweifeln lassen, ob meine Entscheidung richtig war, einen anderen Beruf als den eines Germanisten zu wählen. Immerhin: der Germanistik den Rücken gekehrt habe ich bis heute nicht, ich bin ein hungriger, wissenschaftlich disponierter Leser geblieben. Mit einer Vorliebe für die deutschen Romantiker, die Sie, lieber Herr Klussmann, mich entdecken und verstehen gelehrt haben.

Alles Gute und eine formidable Feier!

Ihr Georg Behse

Franz-Heinrich Beyer

„ ... ein Buch des Aufwiegeln und Unruheftens, das alles das in Frage stellt, das sich in fraglos sicherer Gegründetheit wähnte – voran die eigene Existenz“¹ – Notizen zum Ort der Bibel in der Kultur der DDR in Erinnerung an einen Text von Franz Fühmann aus dem Jahr 1983

- Paul Gerhard Klussmann zum 25. Februar 2013 mit allen guten Wünschen -

I.

In der Öffentlichkeit der DDR war nach offizieller Lesart für das Phänomen Religion kein Platz. Es blieb ihr allenfalls ein auf geduldete Nischen beschränktes Dasein. Die christlichen Kirchen sollten in ihrer Tätigkeit auf die kultische Praxis einschließlich des Umgangs mit der Bibel beschränkt werden. Bloße Beschäftigung mit der Bibel, so die dahinter stehende Annahme, würde gesellschaftlich und politisch folgenlos bleiben. Daher durfte die Bibel auch gedruckt werden; Gemeindeblätter dagegen nur in wenigen Fällen und unter strengen Auflagen. Im gesamten Bereich von Theologie und Kirche wurden die Druckgenehmigungen sehr restriktiv, oft auch schikanös gehandhabt.

Diesen sichtbaren Tendenzen sind zwei Beobachtungen gegenüber zu stellen, die in einer gewissen Spannung zu dem Genannten stehen. Zum einen wurde Ende der siebziger Jahre etwa in Internaten für Lehrlinge bei Schrankkontrollen eine dort vorgefundene Bibel als im Kontext eines sozialistischen Betriebes unerlaubtes, persönliches Eigentum angesehen und konfisziert. Der Bibelgebrauch war also erlaubt, aber nur im Bereich der Kirche oder in der eigenen Wohnung, nicht jedoch in der Öffentlichkeit

Zum anderen war im Bereich der bildenden Künste die Beobachtung zu machen, dass Künstler traditionelle Motive christlicher Ikonographie, aber auch direkte biblische Motive zum Gegenstand etwa ihrer Malerei machten. Und einige dieser Werke wurden auch auf einzelnen Kunstausstellungen der DDR öffentlich gezeigt. So wurde u.a. das Gemälde „Pieta“ des Leipziger Malers Volker Stelzmann auf der IX. Kunstausstellung der DDR 1982/83 in Dresden gezeigt. Auf diesem Wege fanden biblische Motive ihren Weg in die Öffentlichkeit und zwar unabhängig von kirchlichen Aktivitäten.² Dazu ist auch die seit den siebziger Jahren in Bereichen der DDR-Kultur beobachtbare Diskussion zu zählen, in der es um eine nichtreligiöse Bedeutung biblischer Inhalte und Texte ging. Hier wird die Frage gestellt, ob es zum Verständnis etwa von in den Museen ausgestellten klassischen Kunstwerken nicht gewisser Grundkenntnisse von biblischen Texten bedürfe. Auch und gerade für den gebildeten sozialistischen Staatsbürger seien Grundkenntnisse von kulturellen Überlieferungen, und dazu gehörten nach Ausweis der überkommenen Kunstwerke auch biblische Texte und Motive,

¹ Franz Fühmann: *Meine Bibel; Erfahrungen*, in: Brendler, Endermann, Kratzsch, Fühmann: *Zu Martin Luther: Biblia*, Leipzig [Reclam] 1983, 51-81, hier: 70.

² Für den Bereich der Literatur ist hier auf Stefan Heym, *Der König David Bericht*, Berlin [Der Morgen] 1973, hinzuweisen.

unabdingbar. In diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang erscheinen dann ein Handbuch zur christlichen Ikonographie (1973)³, eine Biblische Mythologie (1975)⁴ und schließlich 1984 ein Kinderbuch, das erstmalig auch religiöse Symbole erläutert.⁵ Die Lektüre der jeweiligen Vorworte, in denen u.a. auch ein Leninzitat bemüht wird, ist sehr aufschlussreich; wird hier doch das Ungewöhnliche solcher Vorhaben sehr deutlich.

1983 war das Jahr des Luther-Jubiläums, das in der DDR auch mit zahlreichen staatlichen Aktivitäten begangen wurde. Dabei wurde u.a. Luthers Bedeutung als Bibelübersetzer hervorgehoben. Der Reclam-Verlag Leipzig publizierte einen Nachdruck der Lutherbibel von 1534. Begleitet wurde dieser zweibändige Nachdruck durch ein schmales Bändchen mit vier Beiträgen nichttheologischer Provenienz. Die Beiträge befassen sich mit Luthers Biographie, mit der Textgestalt wie mit der Druckgestalt der Lutherbibel. Der Verfasser, wie auch der Duktus des vierten Beitrags jedoch entstammen einem anderen Genre, nämlich der Literatur: Franz Fühmann, Meine Bibel. Erfahrungen.⁶ Diesem Essay gebührt in der außertheologischen, literarischen Befassung mit der Bibel in der Kultur der DDR ein herausgehobener Platz. An diesen Text soll daher an dieser Stelle, 30 Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung, erinnert werden, indem längere, ausgewählte Textpassagen zitiert werden.

II.

Im ersten Teil des Textes schildert der Autor Erfahrungen seiner Kinder- und frühen Jugendzeit. Dabei wird die imaginative Kraft der Geschichten der Bibel sichtbar. Nicht das Lesen der Texte steht im Vordergrund; es ist das aus dem Mund der Mutter Gehörte, das zu klaren Bildern sich formt, die mit der erfahrenen Wirklichkeit in Übereinstimmung stehen. „So ergriffen mich denn jene Bilder am meisten, die sich gänzlich als Alltag boten, im Begriff, zu enthüllen, was er verbarg: die Möglichkeit eines Wunderbaren, die jedes Wunder überwuchs.“[54]⁷

Die Jugendzeit ist dann anders geprägt, entwicklungspsychologisch, aber auch hinsichtlich der individuellen Erfahrung mit der Bibel. Es ist die Zeit der eigenen Bibellektüre und neuer Erfahrungen, durch diese Lektüre. „Ich begann die Geschichten der Bibel zu lesen: ein Riß; und der Abgrund Mensch klaffte auf“[58]. „Diese Geschichten wurden dem Menschen gerecht, da sie ihn als Widerspruchswesen zeigten, und da sie, die Geschichten, Geschichte erzählten, die Geschichte eines, nein: des auserwählten Volkes, offenbarte sich dieser Widerspruch als Widerspruch im Gesellschaftlichen“[59]. Und es ist die ganz andere Gott-Mensch-Gott - Beziehung, wie sie in den Geschichten der Bibel erkennbar wird, die diese unvergleichbar machen mit den Sagen der griechischen Antike. „Im Bann der Geschichten begriff ich eine Entwicklung: am Anfang die einfältig frommen Legenden, dann die Bilder, durch die Geheimnisse glühten, schließlich die unerhörten Geschichten, daraus lavagleich die Probleme brachen, in denen mein Glaube zusammenschmolz. Mit ihnen währte ich mein Wegstück mit der Bibel am Ende, und das schien so auch für einige Zeit.“[66]

³ Hannelore Sachs, Ernst Badstübner, Helga Neumann: Christliche Ikonographie in Stichworten, Leipzig [Köhler & Amelang], 1973.

⁴ Walter Beltz: Gott und die Götter. Biblische Mythologie, Berlin [Aufbau] 1975.

⁵ Wolfgang Hütt: Der Drachentöter im Paradiesgärtlein. Über den Sinn der Zeichen und Symbole in der bildenden Kunst, Berlin [Kinderbuchverlag], 1984.

⁶ Franz Fühmann, a.a.O. (Anm.1).

⁷ Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf die in Anm. 1 genannte Textgrundlage.

In den Zeiten des Krieges, vermittelt durch Rilke-Gedichte, so beschreibt es der Autor, erlangen die schon in eine undeutlichen Ferne entrückt vermuteten Gestalten der Bibel eine neue, beunruhigende Konkretheit und Existenznähe, die auch in der erst nachträglichen Bibellektüre nichts von ihrer bedrängenden Wirkung einbüßt. Und alle diese Gestalten finden sich in dem Buch, „das einst im Haus des Pfarrers gelegen, und von dem ich nun wieder, und anders, ahnte, daß es ein Buch der Subversion war, des Unerhörten, des Unerlaubten, des Umkehrens von Oben und Unten ...[69f.]. „Ich möchte den Leser der Bibel ermutigen, ihre Gestalten sehen zu lernen; man wird nicht satt ihrer Widersprüche. – Von Abraham bis zu Johannes: Jeder findet die Seinen heraus. – Heute sind es die Propheten, die mich bedrängen ...[71]. „Daß Erwähltheit eines Volks nicht Bevorzugtheit heißt, sondern Anlegen des allerstrengsten Maßstabs, nicht Einzigkeit von Rechten, sondern von Pflichten, das ist nicht eben das gern Gehörte, und man steht mit solcher Mahnung allein. Prophet ist, wer es wagt, gegen den Strom zu schwimmen, sich mit dem Königshof anzulegen, mit der Priesterschaft, mit den Standeskollegen, mit den Wohlhabenden und Einflußreichen, aber auch mit dem eigenen Volk.“[73] „So hat der Prophet denn vorzuleben, daß er sich einem Alltag verweigert, der tut, als sei er wohlgeordnet, dieweil er prall voll Abscheulichkeit ist, doch dies Sich-Verweigern ist eben das, was man gemeinhin als schimpflich ansieht ...“[75]. „Was mich an den Propheten so fasziniert, ist ihr grandioses Geschichtsphilosophem vom Sinngehalt der Niederlage als Möglichkeit einer Wendung zum Andern, als radikales Neubeginnen, und zwar zuerst mit der eigenen Person, als die Chance, Lehren zu ziehen, als Selbstbesinnung auf ethische Werte, als Bruch mit verderblichen Traditionen, als beispielgebendes Menschentum.“[77f.]

In einem weiteren, kürzeren Abschnitt kommt der Autor auf das Neue Testament, auf die Überlieferung von Jesus aus Nazareth zu sprechen. Jesus, der in seinem Handeln den herrschenden Konventionen und vor allem den Gesetzen zuwider handelt, der inmitten der Sabbatruhe „therapeutische Arbeit“ leistet, der „Sehend-Macher“ – er wird als Folge davon nicht nur aus der Gemeinde verstoßen, ihm „ist das Äußerste bestimmt. Er will es und weiß, was ihn erwartet: Da er sein Verbrechen begeht, als das Notwendige, das getan werden muß, spricht er eben jenes Wort, das so tief beunruhigt: ‚Ich muß die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat. Es kommt die Nacht, da keiner mehr wirken kann‘“[80]. Und der Autor bekennt: „Seitdem ich dieses Wort kenne, läßt es mich nicht los. – Was ist diese Nacht, darin keiner mehr wirken kann? [...] kann der Mensch sie dem Menschen bereiten? [...] Ist ein Gesellschaftszustand denkbar, der Wirkensohnmächtigkeit realisiert?“[80]. Betroffenheit und Unruhe – sie bleiben. Angesichts dessen verweist der Autor auf ein Hoffnungszeichen und verweist auf die Perikope „Jesus und die Ehebrecherin“ (Joh 8, 2-11). Auf die Beschuldigung der Frau reagiert Jesus, indem er sich den Anklägern zuwendet: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe als erster einen Stein auf sie.“ Als sich Jesus nach einer Weile aufrichtet sind die Ankläger nicht mehr da, wohl aber die Angeklagte. „ ... und als Zeichen der Hoffnung glühe die Scham, die einen jeden der Schergen abhielt, als erster zum tötenden Stein zu greifen“[81], so formuliert, behutsam und zugleich bestimmt der Autor das Hoffnungszeichen, das er zu sehen vermag.

III.

Aus der Distanz von drei Jahrzehnten ist die Brisanz eines solchen Textes und die Wirkung, die sein Erscheinen sowie die Möglichkeit seiner Lektüre bewirkte kaum mehr zu erahnen. Dagegen ist genügend belegt, dass in der Zeit der „Wende“, insbesondere im Sommer und Herbst des Jahres 1989 den evangelischen Kirchen in der DDR, ihren Veranstaltungen und ihren Kirchengebäuden eine wichtige Rolle zukam. Es waren liturgisch gestaltete Gottesdienste und

Andachten in den Kirchen, in denen biblische Texte gelesen und ausgelegt wurden, die in diesen Wochen zum Ausgangspunkt für friedliche Demonstrationen wurden. In dieser Konstellation erlangten traditionelle, biblische Texte eine kontingente Bedeutung. Der evangelische Theologe Jürgen Ziemer hat den Bibelgebrauch in den Kirchen während der Wende im Herbst 1989 untersucht. Als Resümee hält er u.a. fest: Die Texte, Gebete und Predigten haben, „(i)ndem sie auf die Menschlichkeit der Revolutionäre, der Unterdrückten und ihrer Unterdrücker abhoben [...] der Eskalation von Haß und Gewalt Einhalt geboten“⁸. Insgesamt unterscheidet Ziemer fünf Funktionen, die biblische Texte in der Wendezeit hatten:

- Schutzfunktion: In einer Zeit, in der das offene, unangepasste, eigene Wort gefährlich werden konnte ließen sich Bibelworte für subversive Zwecke in Anspruch nehmen.
- Ausdrucksfunktion: Die biblischen Texte wurden als Reservoir menschheitlicher Erfahrung entdeckt, deren Formulierungen eine Brücke bildeten für Menschen unterschiedlicher Herkunft und Weltanschauung.
- Widerstandsfunktion: Biblische Texte wirkten als Aufforderung zum Innehalten, zur selbstkritischen Prüfung angesichts der Tendenzen zu einem politischen Aktionismus.
- Unterbrechungsfunktion: Biblische Texte forderten eine Horizonterweiterung auf die Nicht-Anwesenden, auf die Alten und Schwachen.
- Appellfunktion: „‘Keine Gewalt‘ – Das war die geradezu beschwörende Formel jener Tage [...] Der Appell zur Gewaltlosigkeit war von der eigenen Angst diktiert. Er richtete sich aber auch gegen die unverhohlenen aggressiven Impulse, die in jenen Tagen in uns waren und durch den Anblick der Polizeistaffeln immer mächtiger wurden. Es ist nicht auszudenken, was ohne den biblischen Impuls zur Gewaltlosigkeit geworden wäre.“⁹

⁸ Jürgen Ziemer: Die Bibel als Sprachhilfe. Zum Bibelgebrauch in den Kirchen während der ‘Wende’ im Herbst 1989, in: Pastoraltheologie 81(1992), 280-291, hier: 291.

⁹ Ziemer, a.a.O., 289.

Wilhelm Bleek

136 Centre Street West
Richmond Hill L4C 3P7 Canada
Phone: 001-905-883-9346
E-Mail: wbleek@sympatico.ca

17. Februar 2013

Lieber Paul Gerhard,

die Einladung zu Deiner virtuellen Geburtstagsfeier hat mich an unsere gemeinsamen Wege in der Vorgeschichte des Instituts für Deutschlandforschung erinnert. Damals in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre kamen in einem Arbeitskreis Bochumer Kolleginnen und Kollegen zusammen, die am Studium der DDR und der vergleichenden Deutschlandforschung interessiert waren: Ich erinnere mich an Oskar Anweiler, Barbara Baerns, Paul Gerhard Klussmann, Dieter Voigt, Dieter Waterkamp und eben meine Wenigkeit. Unsere Zusammenarbeit gipfelte 1989 in der Ausarbeitung eines gemeinsamen Forschungsprojektes über innerdeutsche „Grenzgänger“. Geradezu liebevoll erinnere ich mich, wie ich mit Dir in Eurem Wohnzimmer saß und wir Gedanken und Sätze entwickelten, die Du mit Deiner markanten Handschrift per Füllfederhalter (ein Montblanc oder ein Soennecken?) zu Papier brachtest.

Dann überholte die politische und gesellschaftliche Entwicklung unser Projekt, aus einzelnen Grenzgängern wurden Hunderttausende von Übersiedlern aus der DDR in die Bundesrepublik. Die Mehrheit der Ostdeutschen forderte die Vereinigung mit dem in Westdeutschland herrschenden wirtschaftlichen und politischen System. Leider führten das staatliche Ende der DDR und die deutsche Vereinigung zu mitmenschlichen Verwerfungen im soeben gegründeten Bochumer Institut für Deutschlandforschung, die mich zum faktischen Rückzug nicht nur aus diesem Institut, sondern aus dem ganzen Bereich der Deutschlandforschung veranlassten. Stattdessen trat in den Mittelpunkt meiner akademischen Interessen die Wissenschaftsgeschichte der Politikwissenschaft und daran anschließend, vermittelt durch die Person und das Werk Friedrich Christoph Dahlmanns, die Geschichte des deutschen Vormärz. Das ist ein auch für Dich ein zentrales Forschungsgebiet.

Daher widme ich Dir zu Deinem 90. Geburtstag einen soeben verfassten Text über „Das Märchen der Göttinger Sieben“. Mit ihm wird am heutigen Tag die Präsentation der soeben von Bernhard Lauer und mir in kritischer Edition veröffentlichten Zusammenstellung der Rechtfertigungsschriften von fünf der Göttinger Sieben im Kasseler Brüder-Grimm-Museum eröffnet. Dieser Band, der Dir von meinem früheren Bochumer Lehrstuhl zugeschickt werden wird, wird sicherlich Dein Interesse finden.

Ich wünsche Dir, Deiner Familie, Deinen Freunden, Deinen Kollegen und zahlreichen Schülern eine schöne Geburtstagsfeier

Dein Wilhelm

Das Märchen der Göttinger Sieben

Es waren einmal sieben Professoren, die lebten glücklich und zufrieden in Göttingen. Sie fühlten sich wohl in ihrem Amt als angesehene Hochschullehrer an der berühmten Universität des Königreichs Hannover. Ihr höchstes Glück waren die Bücher, vor allem die eigenen Veröffentlichungen. Doch einmal in der Woche ließen sie die Arbeit im Hörsaal und am Schreibtisch ruhen und trafen sich zusammen mit ihren Familien zu einem geselligen Abend bei Speis und Trank, vergnügten sich mit Gedichten und Gesang.

Da starb im fernen London der gute alte König Wilhelm. Während die liebeliche Nichte Victoria den Thron in Großbritannien bestieg, schickte sich ihr Onkel Ernst August, ein notorischer Raufbold, an, im Königreich Hannover die Herrschaft zu übernehmen. Dieser neue hannoversche König war mit seinem einen Auge ein furchterregender und kampferprobter Husarenoberst, der nicht mit sich fackeln ließ. Er hob in einem Willkürakt nicht nur die liberale Verfassung seines Vorgängers auf, sondern befahl auch allen Beamten im Königreich, nur noch seinen eigenen Befehlen zu gehorchen.

Das ging den sieben braven Professoren gegen ihre Ehre und ihr Gewissen. Sie legten bei der vorgesetzten Behörde eine Verwahrung ein. Als der König auf dem Umweg über ausländische Zeitungen von dieser Aufsässigkeit des „Federviehs“ – so nannte er abschätzig die Professoren – erfuhr, machte er kurzen Prozess: Er entließ alle sieben Professoren und verwies drei von ihnen als angebliche Rädelsführer des Landes. Als einer der drei an der Grenze von Hannover zu Kurhessen einem Knaben die Hand anbot, ermunterte ihn seine Großmutter mit den Worten „Es sind arme Vertriebene.“

Die stellunglosen Göttinger Sieben fanden sich aber nicht mit ihrem Schicksal ab. Sie griffen zu der ihnen vertrauten Waffe, dem Federkiel. Sechs von ihnen verfassten im Handumdrehen Rechtfertigungsschriften. Sie konnten zwar überwiegend nur in der Schweiz veröffentlicht werden. Doch diese Broschüren trugen zum gesamtdeutschen Ruhm der „Göttinger Sieben“ als Helden von Gewissenstreue und Widerstandsmut bei.

Das deutsche Bürgertum war beeindruckt. Ausgehend von Leipziger Verlegern und Kaufleuten organisierte es eine Geldsammlung, deren Ertrag wie Sterntaler auf die stellunglosen Professoren regnete. Das ermöglichte den Sieben, auch im Exil ihrer Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, dem Schreiben von gelehrten Büchern. Die Brüder Grimm, bereits durch ihre Sammlung deutscher Märchen berühmt, beschlossen nun auch deutsche Wörter zu sammeln. In fünf Jahren wollten sie alle deutschen Wörter aus der Zeit von Luther bis in die Gegenwart zusammenstellen und in fünf Bänden veröffentlichen.

Aus diesem Dornröschenschlaf der stellunglosen Gelehrtensamkeit befreite Jacob und Wilhelm Grimm und ihren engsten Freund Friedrich Christoph Dahlmann zwar keine Prinzessin, aber doch eine Freifrau, Bettine von Arnim. Sie bezirzte ihren Freund Friedrich Wilhelm IV., den neuen König von Preußen, die Grimms an die Berliner Akademie der Wissenschaften Bonn zu berufen. Als Dahlmann als letzter der Göttinger Sieben einen Lehrstuhl an der preußischen Universität in Bonn erhielt und dort mit dem Dampfschiff ankam, wurde er mit Böllerschüssen begrüßt. Der böse König Ernst August aber musste 1848 nicht nur eine liberale Verfassung genehmigen, sondern auch die völlige Erblindung seines Sohnes erleiden. Dieser Nachfolger auf dem hannoverschen Thron verlor 1866 sein Königreich und musste außer Landes gehen.

Die sieben Professoren aber lebten hochangesehen von jedermann. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute – auf der Sonderbriefmarke der Deutschen Post vom November 2012.

Wilhelm Bleek

**Klaus-Michael Bogdal
Universität Bielefeld
Doktorand 1972-1976**

Lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag möchte ich Ihnen ganz herzlich gratulieren.

Als Sie Anfang der siebziger Jahre an die Ruhruniversität Bochum kamen – von den Studenten einhellig gewünscht – hieß es in uninformierten akademischen Kreisen südlich des Mains, dass man in der von Kohlenstaub und Koksgasen geschwängerten Luft des Reviers nicht alt werden könne. Welch ein Irrtum! Sie sind in Bochum geblieben – auch nach Ihrer Emeritierung – und haben am kulturellen und wissenschaftlichen Aufstieg der Region nachhaltig und unermüdlich mitgewirkt. Sie haben wie viele von uns hier Ihren Lebensmittelpunkt gefunden und ihre Spuren hinterlassen. Das ist ein Glück, um das man Sie beneiden kann.

Für meine Generation, die Unruhigen, Hinterfragenden, Ungeduldigen, Neugierigen, auf die Sie in Bochum gestoßen sind, waren Sie genau der Lehrer, den wir in der schwierigen Übergangsphase von den rebellischen Sechzigern zu den bleiernen Siebzigern brauchten. Im Kreis der Mitarbeiter und Doktoranden, denen Sie in Ihrem Wohnzimmer regelmäßig ein Gastrecht einräumten, herrschte eine offene, liberale – heute würde man sagen ‚angstfreie‘ – Atmosphäre. Schießübungen für den universitären Konkurrenz- und Überlebenskampf fanden dort nicht statt. Mich hat die Vielfalt der Charaktere und der literaturwissenschaftlichen Richtungen (mit einem Hang zur Philosophie und Theorie) dieser Gruppe sehr geprägt.

Unter Ihrer Leitung haben wir debattiert und zusammengearbeitet (und Ihren Weinkeller geplündert), aber nicht das so genannte net-working betrieben, das heute den akademischen Betrieb verunstaltet.

Den Stil, den Sie, lieber Herr Klussmann, pflegten, die Vermeidung asymmetrischer Diskussionen und die Förderung produktiver Kritik, habe ich in meiner universitären Arbeit fortzuführen versucht.

Unnachahmlich aber waren Sie als Grandseigneur unseres Fachs, als jemand, der immer auch in der Lage war, aristokratischen Glanz auf die bisweilen trüben Gegenstände zu werfen, mit denen wir uns beschäftigten. Der Grandseigneur war aber auch zur Stelle, wenn es ernst oder bedrohlich wurde – zu Zeiten der Berufsverbote eine Situation, die allzu häufig eintrat.

All das ist lange her, aber nicht vergessen, lieber Herr Klussmann. Erinnerungen, die verbinden und bleiben.

So dacht ich. Nächstens mehr.

Ihr Klaus-Michael Bogdal

Lieber Herr Professor Klussmann,

wahrscheinlich wissen Sie gar nicht, wie viele an Ihrem 90. Geburtstag an Sie denken. Auf jeden Fall sind es mehr als Ihr schönes Alter. Es ist wirklich so: In allen Ecken der Welt sitzt heute jemand und lächelt vor sich hin, wenn er sich an Sie und an die wunderbaren Bochumer Aufenthalte erinnert. Auch wenn nicht alle gleich zum Stift greifen, bin ich davon überzeugt, dass nicht nur ich in Draculas Heimat, sondern, dass auch in Sibirien und Afrika jemand in Gedanken bei Ihnen ist. Kein Wunder. Wenn man ein Leben lang mit zwei vollen Händen gibt, bekommt man an solch einem besonderen Tag das Hundertfache zurück.

Schön, dass ich Sie auch in der Bochumer „Ost-West-Familie“ kennenlernen durfte und noch schöner, dass Sie so vielen Debütanten, wie ich es war, die Schritte geleitet haben. Sie waren für uns der immer gutmütig lächelnde Mutgeber. Bochum war für uns, arme Doktoranden, eine erträumte Oase der seelischen Ruhe und Inspiration.

Ich danke Ihnen für diese sonnige Erinnerung und wünsche Ihnen Gesundheit, Kraft und Lebensfreude, damit Sie noch lange unser „Dankeschön“ genießen können.

Mit ganz herzlichen Grüßen aus Hermannstadt (Siebenbürgen

Ihre Kinga Boitor

Lieber Herr Klussmann,

die Welt erschließt sich uns Philologen im Medium der Sprache, auch und gerade der Namen und Eigennamen. Der Nobelpreisträger Canetti, dessen Vorname an den Propheten Elia(s), einen Vorboten des Messias, erinnert, bekennt in einem Gespräch, ihm sei als Träger dieses Namens eine eigentümliche Scheu vor dem eigenen Namen, ja eine „wirklich magische Beziehung zu Namen“ geblieben. Auch für Goethe besitzt der Eigenname eines Menschen eine personale und identitätsstiftende Funktion, ist er doch „nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen“ (*Dichtung und Wahrheit*, 10. B.).

Lieber Herr Klussmann, wer wie Sie an einem Sonntag im Februar des Jahres 1923 im protestantisch-preußischen Bielefeld das Licht der Welt erblickte und die christlichen Vornamen Paul Gerhard erhielt, steht – ob er will oder nicht – in der Nachfolge des geistlichen Barockdichters Paul Gerhardt, der in seinen Liedern poetische Kraft mit biblischen Bezügen und den Grundpositionen reformatorischer Theologie verbunden hat. Von ihm könnte auch das folgende Casualcarmen in Gedenken an die Geburt des nachmaligen berühmten Buch- und Sprachgelehrten Paul Gerhard Klussmann stammen:

Schaut, schaut, was ist für Wunder dar?
Die schwarze Nacht wird hell und klar,
Ein großes Licht bricht dort herein,
Ihm weicht aller Sterne Schein.

Sollt auch erscheinen dieser Zeit
Die Sonne der Gelehrsamkeit,
Der helle Stern aus Teutos Stamm,
Des Buches Licht, der Musen Sam?

Es ist also. Der Weisen Heer,
Das bringt uns jetzt die Freudenmär,
Wie sich nunmehr hab eingestellt
Zu Bielefeld die Freud der Welt.

Drum auf, ihr Menschenkinder, auf!
Auf, auf, und nehmet euren Lauf
Mit mir hin zu der Stell und Ort,
Davon gemeld't des Dichters Wort.

O Menschenkind, betracht den Kleinen,
Viel Ruhm wird ihm und auch den Seinen,
So zart erscheint der Knabe fein;
Er ist und soll auch uns groß sein.

Er schenkt uns Freude sonder Sorge,
Mit Hofmannsthal, Tieck und George,
Karl Wolfskehl ist ihm wohl bekannt,
Auch Lessing, Heine sein genannt.

Gegründet hat er mit viel Mut
Das Deutschland-Forschungs-Institut.
Die RUB betreut auch viele Reußen,
Dank sei dem Jubilar aus Preußen.

Professor, Lehrer, Initiator,
Im Reich des Geistes Dominator,
Das A und O der Alma Mater,
Gelehrter, Förderer, Berater.

Drum ruft der Gratulanten Heer:
Paul Gerhard sei nun Lob und Ehr!
Die 90 Jahr sind heut geründet,
Dies sei dem Weltkreis froh verkündet!

Herzliche Glückwünsche

Ihr Martin Bollacher

Gdańsk/Danzig, 25. Februar 2013

Sehr geehrter,
lieber Herr Professor Klussmann,

aus dem Danziger Wintermärchen
möchte ich Ihnen zum 90. Geburtstag
recht herzlich gratulieren. Ich wünsche Ihnen
alles Gute, Glück und vor allem Gesundheit!

Ein Stück von Bochum trage ich stets mit mir,
Ihr Werk - das Ost-West-Promotionskolleg -
hat nachhaltige Spuren in mir hinterlassen.
Haben Sie Dank dafür!



Mit besten Grüßen

Ihre Miloslawa Borzyszkowska
Universität Gdańsk



Du schöne Amaryllis

Du schöne Amaryllis,
die du so schön da stehst –
ach du meine liebe Güte,
auch du vergehst,
verstehst?

Verstehen tust du's nicht
bist kein denkender Wicht.

Doch der, der denkt,
dass er`s versteht,
dem sei's geschenkt:
Auch der vergeht –
und versteht
es nicht.



Lieber Herr Klussmann,

lange ist es her, doch vergessen habe ich sie ganz und gar nicht, die vielen Prüfungen, die wir gemeinsam abgenommen haben.

Das war damals für mich von der neuen Nachbarhochschule in Essen eine sehr willkommene und wertvolle Erfahrung, gab sie mir als jungem Kollegen doch klare Hinweise auf ein angemessenes Niveau, das ich dann nach Essen übertragen konnte.

Zum 90. Geburtstag die allerherzlichsten Glückwünsche und Wünsche für das nächste Jahrzehnt.

Ihr Karl-Dieter Bünning

Zeit

Die Zeit, die ist ein gar sonderbar Ding:

wird sein – ist – war – ist gewesen.

Du selbst stehst in der Zeit mitten drin:

wirst sein – bist – warst – bist gewesen.

Holst heraus aus den Brunnen vergangener Zeiten:

ist gewesen und ist vergessen bald worden.

Freust dich auf morgen,

kannst kaum es erwarten,

und vergisst doch bald,

was gestern erst war.

Weißt:

Gestern war heute morgen,

und morgen ist heute gestern;

denn morgen ist morgen heute. –

Kapiert ihr dass, Leute?

Lieber Herr Prof. Klussmann,

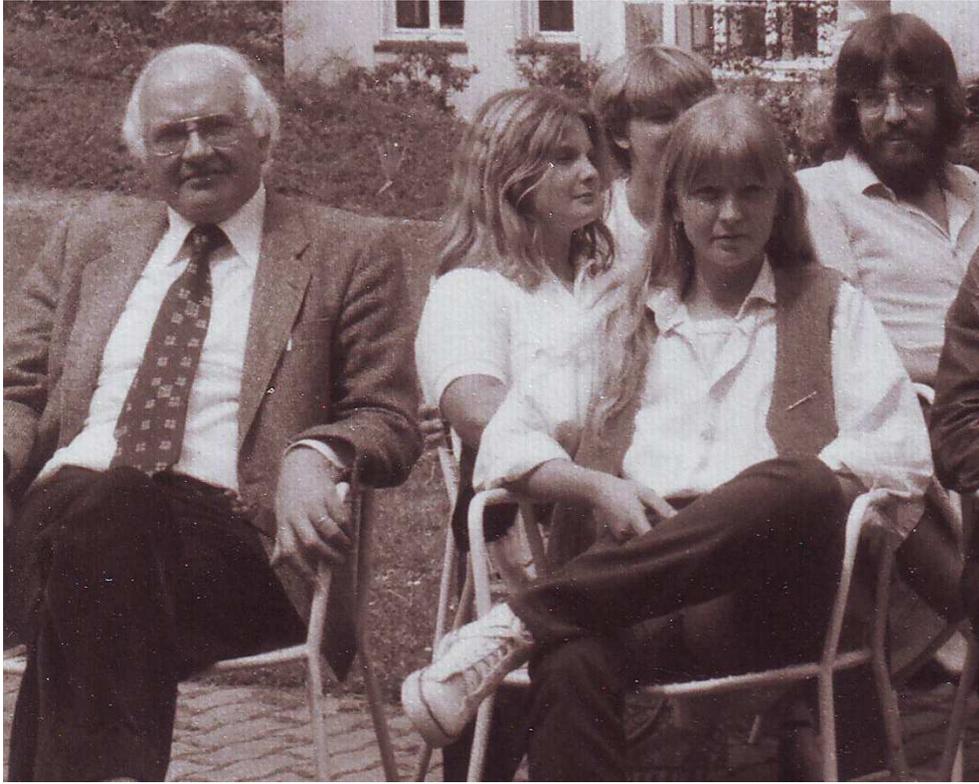
gerne erinnere ich mich an meine Studienzeit, die Sie über viele Jahre bis zum Abschluss begleitet haben. Dazu gehörten auch einige Seminar-Wochenenden, z.B. in Vlotho (s. Foto, ich sitze direkt neben Ihnen) und Wien.

Dem gedruckten Wort bin ich auch danach treu geblieben: Seit über 25 Jahren arbeite ich als Redakteurin bei der Fachzeitschrift „BuchMarkt“, einem Fachmagazin für den Buchhandel.

Zu Ihrem 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen alles, alles Gute – vor allem aber Gesundheit.

Ihre

Cornelia Camen (geb. Brunst)



Ca. 1982 in Vlotho ...



... und heute

Lieber Herr Klussmann,

« Je me demande parfois si je ne deviens pas fou, car il m'arrive de me dire : «Plus tard, quand je serai jeune... »

Der französische Dramatiker und Theaterregisseur Sacha Guitry fragte sich, ob er nicht verrückt sei, wenn er sich über die Zukunft Gedanken machte : « Später, wenn ich jung sein werde... »

Das ist weder verrückt noch vermessen, und in Ihrem Falle trifft das auch zu !

Ich wünsche Ihnen alles Gute zum Geburtstag und natürlich noch viele junge Jahre !

Mit den besten Erinnerungen aus Bordeaux an die schöne Zeit in Bochum,

Ihr Tristan Coignard





Neunzig Jahre fit und heiter,

Herr Klusmann, machen Sie so weiter!



Ihre Delia Cotarlea
(Ost-West-Kolleg, 1. Turnus)



Lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen von Herzen alles Gute. Eine fantastische Zahl, aber noch fantastischer ist, dass Sie auch weiter überall mitmischen und dem jungen Gemüse zeigen, was ein unverwüstlicher Deutschlandforscher ist!

Mit den allerbesten Wünschen für sehr viele fröhliche Jahre mittenlang im Leben

Ihr Rolf Dennes



Prof. Dr. Hans-Jürgen Diller

*Virchowstraße 18
D-44801 Bochum, den 19. 2. 2013
Telefon 0234/70 43 77
Telefax 0234/70 63 35
E-mail: hans-juergen.diller@rub.de*

Lieber Herr Klussmann,

vor kurzem erfuhr ich, daß Sie bald 90 Jahre alt werden! Die Nachricht war mit einem bild von Ihnen geschmückt, auf dem Sie so froh und gesund aussehen, daß ich als einer der noch nicht einmal die 80 geschafft hat, nur mit Bewunderung und sogar Neid reagieren kann. Es ist ja schon längere Zeit her, dass wir uns einmal vor GB trafen. Da waren Sie so voller Aktivität und Vitalität, dass man hoffen darf, das Bild spiegele einen leidlich aktuellen Zustand wieder. In dieser Hoffnung möchten meine Frau und ich Ihnen unsere besten Wünsche entbieten.

Da Sie in dem Ruf stehen, technisch begeistert und für Zukünftiges aufgeschlossen zu sein, wage ich es, Ihnen einen Aufsatz zu dedizieren, der vor kurzem in einer polnischen Festschrift erschienen ist und in dem ich mich einer technischen Neuerung bediene, die vielleicht mit allzu vielen Hoffnungen begrüßt worden ist, die für meine Zwecke aber doch einige Möglichkeiten enthält: dem sogenannten „Google N-gram Viewer“. Am Ende habe ich mich erdreistet, diese Möglichkeiten auch auf Shakespeare anzuwenden, auf Shylocks große Rede in der Prozessszene des „Kaufmanns von Venedig“. Bitte nehmen Sie es nur als Huldigung an einen offenbar jung Gebliebenen. Lektürezwang besteht natürlich nicht!

Dass Ihnen noch manche Jahre körperlicher und geistiger Frische verbleiben mögen, wünscht Ihnen von Herzen

Ihr ergebener

Hans-Jürgen Diller

Poetry and its Language

Papers in Honour of Teresa Bela

Edited by Marta Gibińska and Władysław Witalisz



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag schicke ich Ihnen von Herzen die allerbesten Glückwünsche!

Als geistiger Vater des Promotionskollegs Ost-West sind Sie mir – oder wenn ich so vermessen sein darf, an dieser Stelle für alle Teilnehmer des Kollegs zu sprechen – sind Sie uns allen in ganz besonderer Erinnerung geblieben. Sei es ein Abendkolloquium, ein externes Seminar oder eine Arbeitsgruppe – Sie waren immer aktiv dabei und haben unser Programm mit Ihren geistreichen, witzigen, zugegeben uns manchmal etwas lang erschienenen ;) Kommentaren auf eine unvergessliche Weise bereichert. Die Komplexität mancher sprachlicher Konstruktionen gab uns auch später eine harte Nuss zu knacken und sorgte für viel Unterhaltung, denn was konnte es nach einem Arbeitstag Schöneres geben, als, in der Kneipe sitzend, zu überlegen, was der „alte Klussmann“ wohl gesagt oder gemeint hat! Rätselhaft waren Sie für uns also auch, was unter anderem die besondere Bochumer Atmosphäre kreierte und Lust auf neue Kollegtage machte.

Gerade neben den jungen und dynamischen Gestaltern des Kollegs, Frank Hoffmann und Silke Fleigel, erschien Ihre Mitwirkung als eine Art Gegengewicht, das Weisheit, Ruhe und Humor ausstrahlte und unser Zusammensein in Bochum so harmonisch machte, wie es bei dreißig Teilnehmern mit dreißig unterschiedlichen Meinungen nur möglich ist, unsere Arbeit dort so anstrengend wie notwendig und den jeweiligen Kollegmonat so erlebnisreich wie nur denkbar!

Froh, glücklich, stolz und dankbar schließe ich mich den unzähligen Gratulanten an und sage „Lebe hoch!“ (oder doch Lebehoch? Sie hätten es bestimmt gewusst).

Natalia Donig (Passau / Konstanz)



Ein Grußwort von Karl Eimermacher und Gisela Riff-Eimermacher zum Neunzigsten

Wer hätte das gedacht, Paul-Gerhard? Du eilst uns allen unüberholbar voraus, erweiterst durch ständig neue Ausflüge in wenig oder sogar unbekannte Wissenschaftsgebiete kulturelle Räume und damit Deine eigenen und unsere Horizonte.

Von Deinen Tätigkeiten und Verdiensten im Feld der traditionellen Germanistik wollen wir hier einmal absehen: Sie war der Urgrund Deiner beruflichen Beschäftigung und bescherte Dir eine Vielzahl von Schülern, die Dir nacheiferten und mittlerweile auch schon meist das Pensionsalter erreicht haben...

Eines sicher: Du hast es immer wieder verstanden, die Fron des Hochschulalltags mit der Neugier des Unangepassten zu verbinden. Wir sehen das an Kolloquien, Symposia, Konferenzen zu immer wieder neuen Fragestellungen, die die Grenzen einer eng verstandenen Philologie ständig überschritten. Sie waren jahrelang fachübergreifende Expeditionen ins Unbekannte, das es ‚aufzuhellen‘ galt. Dieser Expansion des Wissens folgte der Import von Interessantem in die traditionell angelegte Philologie und damit in das, was wir heute unter Kulturwissenschaft verstehen. Analysen, Deskriptionen und die rhetorisch frische Vermittlung an große Auditorien waren Deine treuen Begleiter in nahezu jeder Deiner Aktivitäten.

So war es denn auch kein Wunder, wenn der früh angelegte innere Drang nach Neuem 1989 zur Gründung des interdisziplinär angelegten Instituts für Deutschlandforschung geführt hat. Damit verbunden war die Überzeugung, dass sich auch die philologischen Wissenschaften zusammen mit anderen Disziplinen mit aktuellen, noch im Fluss befindlichen kulturellen und sozialen Ereignissen befassen müssten, ja dass sie sich sogar in diese Entwicklungen aktiv einmischen sollten. Es ging um frühzeitig registrierte Veränderungen, die im Verborgenen bereits einen langen Vorlauf hatten und seit 1989 zu geradezu tektonischen Verschiebungen und Umbrüchen in allen Lebensbereichen geführt haben. Was für ein Weitblick, was für ein Engagement!

Damit jedoch nicht genug. Der Ruhestand bot Dir dann neue Möglichkeiten, Dein immer schon ausgeprägtes Verantwortungsgefühl auf neue kulturelle Räume auszudehnen. Ich erwähne zunächst das mehrjährige Projekt, russische Germanisten einzuführen in eine Wissenskultur ohne Bevormundung und Zensur. Ich bin P.-G. und seinen Mitarbeitern unendlich dankbar, dass sie sich dieser richtungweisenden Aufgabe angenommen haben. Hervorzuheben ist dabei vor allem auch, dass dieses Projekt nicht nur Wissen ‚richtig‘ gestellt und neue Wissenshorizonte vermittelt hat, sondern dass es der Beginn von sehr vielen fachlichen und besonders auch menschlichen Kontakten zwischen den Teilnehmern sowohl in Deutschland als auch in Russland selbst war. Nicht minder dankbar bin ich P.-G., dass er sich mit viel Umsicht, Liebe und Konsequenz über Jahre dem Internationalen Doktorandenkolleg gewidmet und es zu großem Erfolg geführt hat.

Und schließlich noch ein Detail zur Russland-Komponente von P.-G.'s Russlandaktivitäten: Er wollte endlich auch das Land (es handelte sich allerdings nur um Moskau) selbst in Augenschein nehmen, das er bis dahin nur durch die vielen russischen Dozenten-Schüler-Kollegen vom Hörensagen oder aus den deutschen Medien kannte. Als wir endlich gemeinsam abflogen, war P.-G. in einem schlechten emotionalen und physischen Zustand: Ihm war offenbar etwas auf den Magen geschlagen, und er wusste selbst nicht, wie er die Woche in Moskau überstehen würde. Wir hatten Glück und konnten bei unserer langjährigen Freundin Julija Sidur wohnen

und waren daher häuslich eingebettet. In der Vorfreude auf den Bochumer Besuch hatte sie einen gigantischen Topf Borschtsch gekocht, zu dem wir täglich neu eingeladen waren. Sie schämte sich für diese Einfallslosigkeit angesichts der sonst sprichwörtlichen russischen Gastfreundschaft, die mit einer Vielzahl von Speisen aufzuwarten hat und entschuldigte sich täglich dafür. Erstaunlicherweise waren P.-G.'s Magenprobleme nach einer Woche dieser unbeabsichtigten Diät vollständig verschwunden: Die Grunderfahrung des Wunder wirkenden, bescheiden daherkommenden russischen Borschtsch wurde im Hause Klussmann mythisch überhöht und gehört dort seitdem legitim, wie Literatur, Theater, Musik und Ballett, zur Familie russischer Hochkultur.

Hier das rettende **Borschtsch-Rezept**, vielleicht hilft es auch anderen einmal:

Für 5-6 Personen

400g Rinderbrust (oder Beinscheiben oder Ochsenchwanz) und 400 g durchwachsenes Schweinefleisch- oder nur Rindfleisch...

250 g Suppengemüse (Karotten, Lauch, Sellerie, Petersilienwurzel)

2 Liter Wasser

400g rote Bete

400g Weißkraut

5 mittelgroße Kartoffeln

1 EL Tomatenmark

2 Zwiebeln

50g Butter

50g Mehl

3 Knoblauchzehen

¼ Liter Smetana (einen Becher saure Sahne und 1 Becher Creme fraîche mischen, das schmeckt ähnlich wie Smetana)

je ein Bund Petersilie und Dill, evtl. auch frischen Koriander

Salz

10 Pfefferkörner

2 Lorbeerblätter

Essig

Aus dem Fleisch, der Hälfte des Suppengemüses, 1 Zwiebel, Salz, Pfefferkörnern und Lorbeer in 2 Litern Wasser eine kräftige Bouillon bereiten und abseihen. Das Fleisch zur Seite stellen und nach dem Abkühlen in mundgerechte Stückchen zerteilen.

Gummihandschuhe anziehen und die rote Bete schälen und in kleine Streifen schneiden. Rote Bete in etwas Butter andünsten, mit Salz und wenig Essig würzen, mit etwas Bouillon aufgießen und garen. Zur Seite stellen!

Restliches Suppengemüse und Zwiebel hacken und in Butter anrösten. Zur Seite stellen.

Gehobeltes Weißkraut und geschälte, gewürfelte Kartoffeln in der abgeseihten Fleischbrühe etwa ½ Stunde kochen.

Rote Bete, Suppengemüse, Tomatenmark zur Suppe geben und durchkochen.

Inzwischen Petersilie hacken und Knoblauch pressen.

Mehl in etwas abgekühlter Brühe oder kaltem Wasser glattrühren und die Suppe damit binden. Knoblauch und Petersilie dazugeben und die Suppe noch etwa 20 Minuten auf kleiner Flamme ziehen lassen.

Fleisch in der Suppe erhitzen. Mit Salz und Essig leicht säuerlich abschmecken und mit Dill und Koriander bestreuen.

Jede Portion mit einem Esslöffel Smetana krönen und servieren.

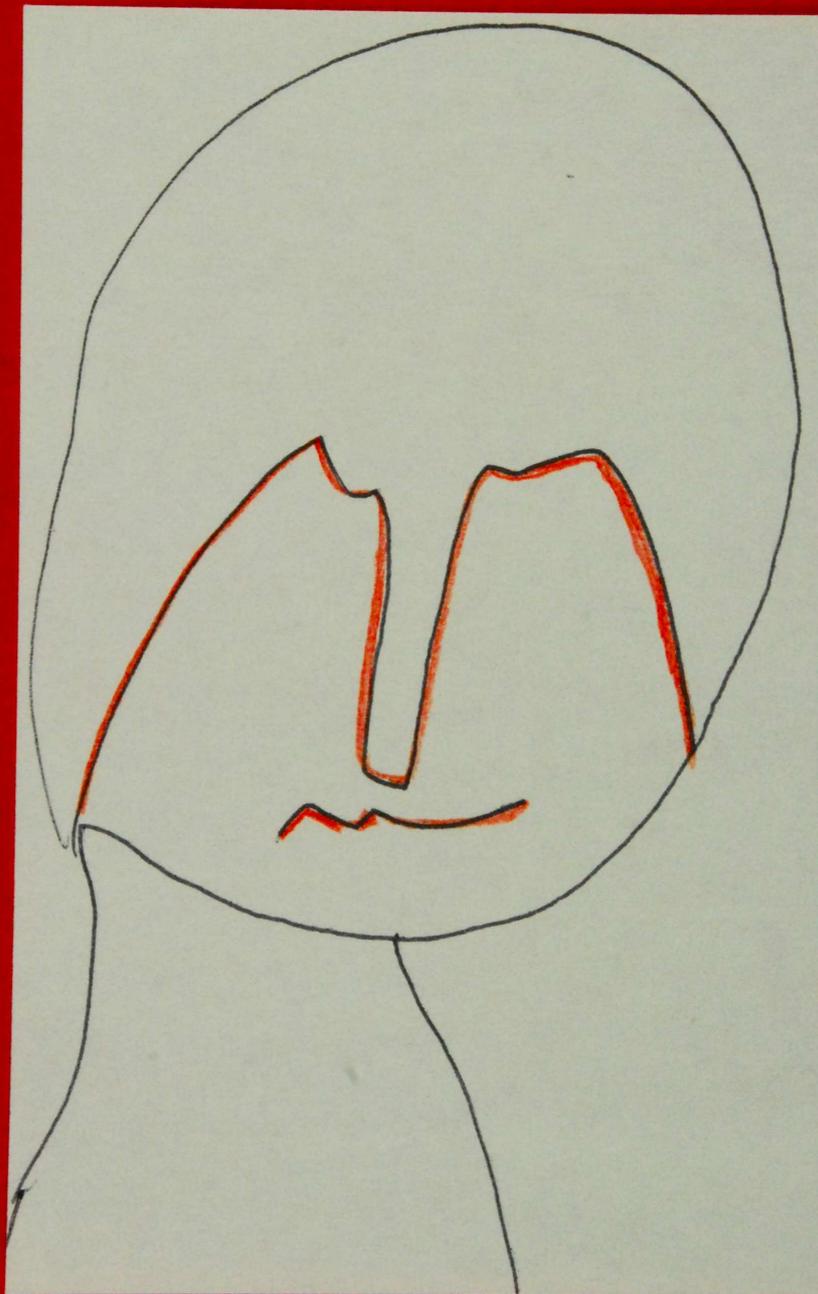
Dazu Weißbrot oder Piroshki und...Wodka!

P.S. Dieses Rezept ist bei weitem einfacher herzustellen, als das des „Wolfschen Borstsch“, das „der Mann ohne Gesicht“ in seinem hochinteressanten Kochbuch preisgegeben hat: Markus **Wolf**, Geheimnisse der russischen Küche, Eulenspiegel Verlag, Berlin 2007 (S.104 ff).

Es ist offensichtlich, dass der Ruheständler nie still stand, sondern immer wieder zu neuen Ufern aufgebrochen ist. Bewundernswert, nachahmenswert! Wir werden ihn nie einholen... Aber seine Lebensdevise, das schon Erreichte immer wieder mit neuen Horizonten zu verbinden, wäre eine bedenkenswerte Erfahrung und Orientierung.

Vor diesem Hintergrund wünschen wir, meine Frau Gisela und ich, ihm, dass er sich seine nicht erlahmende Neugier auch weiterhin erhält und uns daran teilhaben lässt.

Und nun ein Wort zum Forschungsgegenstand des Instituts für Deutschlandforschung: Die anhängende Zeichnung aus dem *Land der roten Socken* soll exemplarisch auf die Problematik verweisen, mit der ein jeder konfrontiert ist, der sich beispielsweise der Erforschung der DDR zuwendet. Klar ist, dass die traditionellen Fachdisziplinen gefordert sind, spezifische methodologische (erkenntnistheoretische) Voraussetzungen zu schaffen, um die eigentliche Komplexität der scheinbar so leicht interpretierbaren DDR und ihrer Menschen für spätere Generationen vermittelbar zu machen. P.-G. hat dies frühzeitig erkannt. Hoffentlich sehen auch andere dies.



440 Nach der Wende
„Ich weiß von nichts!“

Bremen, den 18. Februar 2013

Lieber und hochverehrter Herr Klussmann,

90 werden Sie. Nicht zu glauben. Das ist ja schon allein physisch eine enorme Leistung. Aber Sie erreichen dieses Alter in geistiger Frische, mit lebhaftem Interesse an so vielem – und auch immer noch am Gegenstand Ihrer Berufstätigkeit, der Literatur. Hier wiederum ist es die Gegenwartsliteratur, und in ihr die DDR- resp. Post-DDR-Literatur im Besonderen. Darüber haben wir uns kennengelernt (wobei ich Ihr damals gerade erschienenenes gründliches George-Buch schon als Student in Köln gelesen hatte), und darüber sind wir über fast drei Jahrzehnte in enger und herzlicher Verbindung gewesen. Anfang Dezember 1980 nahm ich zum ersten Mal an einer Tagung des (nein: unseres) „Arbeitskreises für Literatur und Germanistik in der DDR“ in Bad Godesberg teil und durfte gleich einen Vortrag über Heiner Müllers faszinierendes Gundling-Lessing-Kleist-Stück halten, der dann im von Ihnen und Heinrich Mohr herausgegebenen „Jahrbuch“ 1980/81 erschien. Ich habe in meinem beruflichen Leben immer wieder Glück gehabt mit Professoren und Kollegen, die nur eine knappe Generation älter waren als ich (wie meinem Doktorvater Hermann Bausinger und Walter Jens in Tübingen – letzterer vom gleichen Jahrgang wie Sie – , wie mit Peter Heller oder Egon Schwarz in den USA, oder auch mit Peter Szondi und Eberhard Lämmert in Berlin); Kollegen, die mir, dem Jüngeren, vorbehaltlos Respekt und Förderung zuteil werden ließen. Und so verhielt es sich auch mit Ihnen: Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, Herzlichkeit und großzügige Kollegialität von Beginn an (das gilt auch für Heinrich Mohr, aber der gehört ja schon fast meiner eigenen Generation an); und das auch dann, wenn der ungestüme Jüngere vielleicht übers Ziel hinausschoss mit seinen Thesen und Kurz-Schlüssen. So haben wir quasi zusammen das Jahrzehnt vor der Wende 1989/90 wie auch die Wende selbst und das Jahrzehnt danach erlebt, bei (von mir nicht gezählten) Tagungen und deren engagierter Vorausplanung. Wie viele Autorinnen und Autoren, wie viele Kolleginnen und Kollegen auch aus der DDR haben wir so gemeinsam kennengelernt, und wie anregend und bereichernd war das! Nicht wenige Freundschaften für Jahrzehnte sind daraus hervorgegangen.

So gilt es zum einen, Sie zu beglückwünschen zu Ihrem Ehrentag, verbunden mit den besten Wünschen vor allem für gute Gesundheit – und es gilt, Ihnen zu danken, dem lieben Kollegen und älteren Freund.

Von Herzen

Ihr

Wolfgang Emmerich (Bremen)

Bochum, den 22.2.2013

Lieber, verehrter Herr Klussmann,

zum 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen alles Gute, insbesondere anhaltende Lebensfreude und weiterhin jene intellektuelle Lebendigkeit, die Sie seit vielen Jahren auszeichnet.

Ich darf bei dieser Gelegenheit vielleicht einmal sagen, wie sehr mir die kultivierte Atmosphäre gefällt, die Sie stets verbreiten, auch die Hinweise und nachdenklichen Fragen, die Sie auf dem Hintergrund hoher Fachkompetenz und großer Lebenserfahrung vielfach in Diskussionen formulieren.

Ich hoffe noch auf viele Jahre intensiver Zusammenarbeit und Kommunikation mit Ihnen im IDF und anderswo.

Ganz herzliche Glückwünsche

Ihr Bernd Faulenbach

Reinhard Finke

Vom Treppensteigen

Inzwischen war ich in das Alter gekommen, das mich überlegen ließ, ob ich nicht irgendwann meine Wohnung parterre oder in einem Haus mit Fahrstuhl nehmen sollte. Meine Dienstzeit als Lehrer hatte ich mit einigen abschließenden Jahren an einem Gymnasium in Nishnij-Novgorod beendet. Da niemand der russischen Post traut, war man an der Linguistischen Uni dort, zu der ich auch Verbindungen hatte, schnell auf mich gekommen, eine Sendung nach Bochum an den Professor Dr. Paul Gerhard Klusmann zu überbringen – mein Doktorvater!

Nun wieder daheim in Bochum-Wiemelhausen, meldete ich mich telefonisch bei Herrn Klusmann, um anzukündigen, dass ich als Postbote bei ihm vorbeikommen wollte. Die nach Jahren mir immer noch gleich vertraute Stimme, die ich vom anderen Ende der Leitung her vernahm, sprach etwa folgende Worte:

Nein, Herr Finke, wo denken Sie hin! Ich komme selbst bei Ihnen vorbei. Und die vielen Treppen, von denen Sie mir erzählen - das ist für mich Training.

So kündigte sich der Besuch bei mir und meiner Frau an, den ich in angenehmster Erinnerung habe.

Überlegungen zu einem Umzug in eine Wohnung mit weniger Treppensteigerei habe ich seitdem noch nicht wieder angestellt.

Paul Gerhard Klusmann wünsche ich zu seinem 90. Geburtstag alles Gute!



Lieber Herr Klussmann, lieber Chef!

Zu Ihrem Ehrentag sage ich Ihnen meine allerbesten Glückwünsche!

Auch im kommenden Lebensjahr soll es Ihnen sehr, sehr gut gehen und all Ihre Wünsche und Träume sollen sich erfüllen. Ich wünsche Ihnen, dass Sie so gesund und aktiv sein werden wie bisher und Sie für immer all Ihre Kraft, Ihren Mut und Ihre große Lebenslust behalten!

Und heute werde ich auf Ihren Geburtstag ein ähnlich großes Stück Kuchen wie auf dem Foto essen ...



Lichst
Ihre Silke

Das Folgende fand ich nach einem Kinoabend mit Margarethe von Trotta's *Hannah Arendt* und ich dachte an die lange Freundschaft, die Sie mit Lotte Köhler verband. Vielleicht freuen Sie sich an Ihrem besonderen Geburtstag über die kleine Erinnerung an die Freundin.

Lotte Kohler, in memoriam

by Elisabeth Young-Bruehl

2011/05/30



© Annika Haller

As we spent the long Easter weekend together at his home in Greenport, Long Island, in April, 2011, Jerome Kohn and I had leisure to return several times to talking about our friend Lotte Kohler, who had died on March 24th in New York, at the age of 91. Each time, we registered an “end of an era” feeling. A world, organized around Hannah Arendt and her friends and their legacies, had lost its last member, and the one who had become, after the death of Arendt’s literary executor, Mary McCarthy, the chief literary preserver and the reservoir of stories. After she had finished the compiling the Arendt-Jaspers and the Arendt-Bluecher correspondences, Lotte had handed on to Jerry, across a generational difference, the role of the executor and “the editor”. But she

had remained at her guard station, watching over the next generation: Jerry edited volume after volume of Hannah Arendt's posthumous papers, and I brought out a second edition of my 1982 biography of Arendt and a little book to celebrate her centenary, *Why Arendt Matters*. But now our guardian Lotte is gone.

Lotte had been careful to cultivate good younger friends, many of them German-speaking, who were a great comfort to her in her last years, as was Jerry. But losing Hans-Joachim had been a great blow, particularly because he had come into her life as an unexpected, almost miraculous, remedy for the loss she had felt after Hannah Arendt died and the Hannah Arendt friendship circle, the "tribe," of which Lotte had been the youngest member, had begun to shrink with other deaths. Slowly, she was being left alone.

Hans-Joachim had been her friend when they were young (he younger than she), after the Second World War. But she had gone off to England to work as a nanny, acquiring her faultless English, and he had married someone else. She remained the widow she had been since 1943, when she was twenty-three and lost her first husband, Wilhelm Kohler, a soldier killed while he served in the German Army. Lotte was based in Germany until 1955, when she was 35, had received her Ph.D in German Literature from Munster, and was able to emigrate to the United States and take teaching positions - principally at City College, but initially at Brooklyn College, which was a kind of oasis for émigré German intellectuals in the very anti-German atmosphere of post-War America. Others of Hannah Arendt's non-Jewish German friends, like the historian Lotte Sempel Klenbort, taught at Brooklyn, too, as did many Jewish émigrés - including Arendt herself for a brief period.

Hans-Joachim, too, had become a Germanist after the War, but he had stayed on in Germany and raised a family there. Writing books about Gerhard Hauptmann, about Lessing and Brecht, about Goethe, he had had a distinguished academic career. As one of the editors of the 14 volume *Hamburger Ausgabe* of Goethe's works, he had been the junior colleague of the chief editor, Benno von Wiese. Von Wiese had also been very dear to Lotte, and it was he, while he was a visiting professor at

Princeton in 1955, who had introduced the newly arrived Lotte to Hannah Arendt. (This world united in love of German literature was very small and crisscrossed: in his youth in the 1920s, Benno von Wiese had briefly been Hannah Arendt's boyfriend.) When Hans-Joachim was retiring, he and Lotte met each other, and after several years of his commuting to New York to be with her, they married and he became an émigré himself. For the time they had together, they were a happy couple, excellently suited for each other, and both so grateful that Fortune had done them such a fortuitous turn late in their lives. Recreating an old love.

After Hans-Joachim's death, I invited Lotte several times to the loft apartment I had in Manhattan's East Village. She liked coming, as she said, "to bohemia." And she enjoyed reminiscing with me, certainly not a pleasure she had felt while I was writing Hannah Arendt's biography back in the late 1970s. Then, she had been very cautious with me about what she revealed – about Hannah Arendt, or about herself. And she was very strict with me, too, in her guardian role. Pages of critical notes about my biography came to my mailbox while she was reading it in final draft. She fretted over every umlaut that was not made by my American typewriter, every fact that needed another fact to make it complete. All very helpful – Yale University Press hardly needed to hire a copy editor! But all very tense. However, it should be said that her spirit in this barrage was generous, as it always was; intense scrutiny was a form of gift-giving. People who had definitively been placed on her "not to be trusted" list got only her scorn.

Lotte weathered all kinds of storms in her guardian role. The worst by far was created by a later biographer Lotte had trusted, Elzbieta Ettinger, who took advantage of the permission she was given in 1989 to read Arendt's side of the then unpublished, partly restricted Arendt/Heidegger correspondence. Rather than, as she had promised to do, contextualizing the Arendt/Heidegger story as a chapter in a full biography, Ettinger rushed into print with a hugely distorted double portrait. Lotte was appalled, and promptly put Ettinger on her "not to be

trusted" list. But she could hardly anticipate then how huge and how vicious the broohaha over this little book would become.

Ettinger's characters, very familiarly called Hannah and Martin, and behaving like figures in a kitchy melodrama, were greeted with torrents of excited reviews in the American and European press. Their affair promptly became a Rorschach for projections of all sorts. For years, Hannah Arendt virtually disappeared behind strange images of her fashioned out of Ettinger's description of a naive, deluded, passive, conflicted seducee. Not surprisingly, a young woman unable to resist the charms of an older, domineering man, soon-to-be a Nazi Party member, was useful to people who hated Hannah Arendt for her Eichmann in Jerusalem. I remember how amazed we all were when, from Paris, Mary McCarthy had sent a newspaper clipping that had as its two inch high headline: "Hannah Arendt, est elle une Nazi?" So the lowest level of the controversy over Eichmann in Jerusalem, which had started in the 1960s, got another puff of life in the 1990s from this kind of psychodrama. It is getting yet another ascent from the depths this year, the 50th anniversary of Eichmann's trial, and Hannah Arendt is once again being maligned and misunderstood.

During the most important of the 2005 conversations in my loft, Lotte said that she had come to realize that one really needed to be a psychoanalyst to understand what had happened with "the Ettinger meshuggas." She had learned at the time of Ettinger's death earlier in 2005, at age 80, that Ettinger herself had, as a schoolgirl, an affair with a domineering older professor, which had left her conflicted, guilty. She could - and often did - tell people this story, but seems to have had no idea that she had woven it into the story of Hannah and Martin - a projection. "Projections attracts projections," I commented. "It is," Lotte had said, "like a little mass hysteria, isn't it?"

Wanting to ease the burden of guilt Lotte carried for having given Ettinger permission to use the Arendt letters, I reminded her that the would-be Arendt biographer she had interviewed was the respected Polish-born head of MIT's Program in Writing and Humanistic Studies, a novelist and a biographer of Rosa Luxemburg. The fact that she was

given to writing, over and over again, stories about young women who had had affairs with dominating older men and never gotten over them was not part of the resume. I told Lotte that I, out of curiosity, had read Ettinger's *Rosa Luxemburg* and could see the compulsion to repeat in it, but no little mass hysteria over that biography had warned of things to come.

Luxemburg's affair with Leo Jogiches is the central story in Ettinger's 1987 biography, offered up as the key to Luxemburg's political life. Rosa, so Ettinger had argued, was a woman so conflictedly under the spell of the older, domineering, emotionally tormented Leo that she could not emerge as the triumphant anti-Bolshevist her biographer clearly wanted her to have been – and that Ettinger herself had aspired to be. Ettinger had been an unrelenting critic of the Soviet Union as Bolshevism's outgrowth while she was a Ph.D student in Warsaw, but her bravery had never won her fame in her homeland or as an émigré in America, where she turned from activism to writing. It must have been disappointing that the melodramatic Rosa biography had stirred up exactly no controversy. In circles where the history of Bolshevism and anti-Bolshevism are perennial topics of debate, it is class struggles, not love struggles, that make the world go round.

No one needed Red Rosa to be a little woman whose ability to think and lead was compromised by her sexual submission, while lots of people needed Hannah Arendt to be forever Heidegger's girl rather than the profoundly independent person she was. But, I said to Lotte, it seemed to me that we could look back on "the Ettinger meshuggas" and see that an episode of mass hysteria, hurtful as it was, did no lasting damage to Hannah Arendt's reputation – eventually, only the people who threw stones found their glass houses full of cracks. The Eichmann book would remain controversial no matter what tactics were used to fight over it.

Lotte was interested in my reflections on Ettinger, but her thoughts went off in another direction. She asked me if psychoanalysts still found "the repetition compulsion" in the center of people's lives. "It is not hard to find!" I joked with her, "because it is so difficult and rare for someone to become conscious of it and break its hold." But she did not want to joke,

she wanted me to listen to something else she needed to get off her chest. The whole tenor of our conversation changed as she told me, hesitantly, that she and Hannah Arendt had had “a psychoanalytic moment” during one of the summers when she had joined the Bluechers at the cottage retreat they rented in Palenville, New York.

Lotte had woken up having dreamt a very familiar dream. She told it to Hannah Arendt. As a little girl, she was standing alone and forlorn in a roadway near her family’s house. Suddenly, up the road came a fancy carriage in which her mother was seated – coming home. She was filled with joy, waiting for her mother to climb down from the carriage and take her in her arms. Hannah Arendt looked shocked, and responded by telling Lotte that she had felt so close to her while she was telling the dream. She, too, had a recurrent dream, and one uncannily like Lotte’s. As a little girl, she was standing alone in the road near her family home when, down the road, came a wagon which her father was driving. She waited with tremendous excitement for him to climb down and take her in his arms. Soon, however, he got back onto the wagon and drove away. The only way she could get him to come back was to dream the dream again.

Lotte’s mother had been schizophrenic, and often disappeared into asylums. Her heart’s desire was for her mother to come home and not be ill. Hannah Arendt’s father had been diagnosed with syphilis when she was a young child and disappeared into a psychiatric hospital where she and her mother visited him. But heerm other stopped taking her there after he became paretic and could not recognize them. Lotte and Hannah Arendt spoke about these childhood traumas, briefly, and then never mentioned them or the dreams again. “That was a strong moment we shared, but we did not need to speak of it afterwards. When Hannah loved someone, she loved with this old intensity. And for me it was the same. I always wanted a reunion.”

She paused for a long time. And then she very generously said to me: “When I read in your biography about Hannah’s father and the hospital, and how they were on their own in Konigsberg after he died, I wanted to tell you this story about our dreams. That Hannah dreamt over and over

the return of her father. But I was afraid that if people read this in your book they would say that she spent her life looking for her father – starting with Heidegger. Or that I only looked for sanity and for my mother. Psychoanalysis supports this kind of simplifying, don't you think?"

At the time, I had no answer for this, which was half a question and half an accusation. I did say, though, that I would certainly keep the story to myself so that she would never feel hurt by anyone using it to “analyze” her reductively. Now that death protects her from that possibility, I hope the story will show you her capacity for self-analysis and her capacity for friendship – two sides of the same capacity, which Hannah Arendt had so richly, too.

Text: Who's afraid of Social Democracy? A blog by Elisabeth Young-Bruehl.
<http://elisabethyoung-bruehl.com/2011/05/30/53-lotte-kohler-in-memoriam-written-for-the-hannah-arendt-newsletter-berlin/>

Foto: Annika Haller (2004). <http://annikahaller.jimdo.com/texte/>

RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM | D- 44780 Bochum
Germanistisches Institut - Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-R. Fluck

FAKULTÄT FÜR PHILOLOGIE
Germanistisches Institut

www.germanistik.rub.de

Prof. Dr. Paul G. Klussmann
c/o
Institut für Deutschlandforschung
Ruhr-Universität Bochum
44780 Bochum

Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-R. Fluck
Honorarprofessor TU Darmstadt
Gebäude GB 3/138
Fon +49(0)234-32-25099
Fax +49(0)234-32-14254
mail hans.r.fluck@rub.de

25.02.2013

Lieber Herr Klussmann,

zur Ihrem 90. Geburtstag wünsche
ich Ihnen alles erdenklich Gute,
Glück und Gesundheit.

All unsere Begegnungen im Ger-
manistischen Institut aufzuzählen,
reicht der Platz hier nicht aus.

Wichtig dabei für mich war aber
immer Ihr Interesse an Neuem und
Ihre ansteckende Freundlichkeit,
die das Gespräch bestimmten.

Und gefreut hat mich immer ihr
anhaltendes Interesse an Neuig-
keiten aus Asien und Russland,
besonders aus den Weiten Sibiri-
ens — einem Land, das auch bei
mir (wie Sie im Bild sehen können)
einen prägenden Eindruck hinter-
lassen hat.



Mit herzlichem Gruß
Ihr

Hans-R. Fluck

Lieber Paul-Gerhard!

Nie werde ich die Brecht-Vorlesung – ist das schon so lange her! 1974 – vergessen, bei der ich Dich kennenlernte. Das Audimax brach aus allen Nähten und ich, erst im 3. Semester und neugierig geworden, wollte mehr erfahren und folgte Deiner Einladung zu einem kleinen Arbeitskreis, von dem ich erst später wußte, dass es Dein Oberseminar war... Nachträglich betrachtet, war dies einer jener Augenblicke im Leben, von denen man erst später weiß, dass es ein Wendepunkt war.

Damals war ich noch studentische Hilfskraft in der Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung und Du botest mir (es war 1975) eine besser bezahlte Stelle mit höherer Stundenzahl bei Dir am Lehrstuhl an, wo ich – insgesamt acht Jahre lang - zunächst als studentische Hilfskraft und ab 1981 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im interdisziplinären Sonderforschungsbereich "Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" Deine Mitarbeiterin war.



Durch Dich erhielt ich, über das „normale“ Studium hinaus, Einblicke in die Welt der Wissenschaft, die meinen gesamten Lebenshorizont erweiterten; erwähnt seien hier nur: das Thomas Mann – Symposium am 9. und 10. Juni 1975 in GB, das Karl Wolfskehl – Kolloquium vom 13. bis 16. Juni 1978, wo wir ein eigenes Büro an der Uni Bonn erhielten, die Besuche bei der Wilhelm Raabe-Stiftung, besonders aber unsere Forschungsreisen auf den Spuren von Tieck und Wackenroder und die zahlreichen Tagungen zur DDR-Literatur bei der Friedrich Ebert-Stiftung in Bad Münstereifel.

Seit dem ersten Tag unseres Kennenlernens hast Du mich gefördert und unterstützt, sowohl in fachlicher Hinsicht wie auch bezogen auf meine soziale Absicherung und mir dadurch zu dem, was für mich mit am meisten im Leben bedeutet, verholfen: zur Sicherung einer eigenständigen Existenzgrundlage.

Diese „Tradition“ führtest Du auch fort, nachdem ich 1985 das 2. Staatsexamen gemacht hatte und nun – erwerbs- und fast mittellos – auf Arbeitssuche war: Im Sommer 1985 war ich – endlich! - zum Auswahlverfahren für die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin in der Funktion als Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Duisburg eingeladen und – obwohl inhaltlich bestens gerüstet – total aufgeregt. Da ludest Du mich ein, mit Euch zum Literaturseminar nach Münstereifel mitzukommen, um mich abzulenken und geistig für das Bevorstehende zu rüsten. Was daraus geworden ist, wird aus den beigefügten biographischen Daten und diesem Foto von 2010 (Feier im Rathaus der Stadt Duisburg aus Anlass meiner 25jährigen Tätigkeit als Frauenbeauftragte) deutlich.



Diese vielen Jahrzehnte über warst und bist Du eine feste Größe in meinem Leben, ein Orientierungspunkt, mein Lehrer und in vielem ein Vorbild. Du bist stets für mich verbunden mit dem Begriff der Freundlichkeit (auch im Brechtschen Sinne) und mit Deiner Art, wie selbstverständlich die soziale Lage Anderer in den Blick zu nehmen und zu unterstützen, wo immer möglich. Noch heute profitiere ich in meiner beruflichen Arbeit von Deiner Art der Vermittlung und – bei Bedarf – der Popularisierung von Wissen, stets gepaart mit Humor, Freundlichkeit und respektvollem Umgang mit dem Gegenüber.

Unsere Verbundenheit wurde noch dadurch vertieft, dass Du und Deine ganze Familie mich freundlich, wann immer uns auch familiäre oder berufliche Anlässe zusammengeführt haben, in Eurem Hause aufgenommen habt, so dass ich mich bis heute als ein Familienmitglied fühle.

Für all dies danke ich Dir

und gratuliere Dir zu Deinem 90. Geburtstag auf das Allerherzlichste.



In großer Zuneigung und freundschaftlicher Verbundenheit

Doris Freer

Impressionen aus dem Biedermeier-Zimmer (GB 4)







3. Eine Verteidigung der Rechte der Musen oder: Die Diskriminierung der Schriftstellerin und Wissenschaftlerin in der Germanistik

Doris Freer

I. Frauendiskurs

1. Frauenforum im Revier! Seminarraum D., Vereinsfrau²

Vereinsfrau: ... und wenn wir an das Frauenbild denken, das etwa Goethe vermittelt. Alles Desiderata der Forschung: eine Analyse der **Klassiker** unter feministischer Sichtweise, mit Methoden feministischer Forschung.

D. (Zwischenruf): So ein Blödsinn!

Vereinsfrau: Die meisten Lehrstuhlinhaber für Germanistik sind **nach** wie vor Männer. Welches Interesse aber hätten diese daran, in ihre **Wissenschaft** frauenspezifische Fragestellungen hineinzutragen, die sie, wenn sie **überhaupt** in ihren Blickwinkel geraten sollten, als subjektiv und damit **unwissenschaftlich** abtun. Als Verstoß gegen ihr wissenschaftliches **Objektivitätsideal**.

D. (Zwischenruf): Ist es doch auch!

Vereinsfrau: Ja, meinst Du denn, deren Forschung wäre **objektiv**? **Hinter** ihr steht doch wissenschaftsgeschichtlich gesehen ein **Erkenntnisinteresse**, das hauptsächlich von Männern geprägt wurde.

D.: Ich halte Deine Ansicht nicht für richtig. Es handelt sich doch **gerade** in der Germanistik um allgemein interessante Forschungsgebiete, die **von** der Geschlechtszugehörigkeit unabhängig sind.

Vereinsfrau: Das ist eben der Irrtum!

D.: Dann bring' doch erst 'mal Beweise für Deine Behauptung.

Vereinsfrau: Nimm z. B. die **Geschichtsschreibung**. Wo tauchen **da** schon Frauen auf! Die männlichen Historiker haben es doch durch ihre **subjektive** Art der Geschichtsschreibung **hingekriegt**, daß wir quasi **geschichtslos** sind. Sie, jedenfalls die meisten, haben uns einfach ausgelassen. Hier **muß** die feministische Geschichtsforschung einsetzen. Unsere Spuren suchen. **Quellen** ausfindig machen. Die **Geschichtsbücher** gegen den Strich lesen. **Die** Geschichte neu schreiben.

D.: O.k., o.k., das weiß ich auch. Aber in der Germanistik. **Frauenbild** bei Goethe! Ist doch ein alter Hut. Kannst Du schon bei den ältesten Germanisten nachlesen. Einfach im Kontext **'Personencharakteristik'**.

Vereinsfrau: Das ist es aber nicht, was wir meinen. Mit der einfachen Wiedergabe und Analyse der Personendarstellung ist uns nicht gedient. Wir müssen vielmehr untersuchen: Welche Frauen werden dargestellt, also Fragen der gesellschaftlichen Schichtzugehörigkeit u. ä.; wie werden sie dargestellt, bei der Hausarbeit etwa?; entspricht ihre Darstellungsweise der gesellschaftlichen Realität? Nein? Warum nicht?; welche Ideologien werden propagiert? Dient nicht die literarische Präsentation bestimmter Frauenbilder in der Regel der **Zementierung** der Frauenunterdrückung?

D.: Ja gut, ich verstehe jetzt so ungefähr was Du meinst: Die bewußte Veränderung der Sichtweise bei der Literaturanalyse in Richtung auf eine frauenspezifische Fragestellung; Interpretation unter dem Aspekt ihrer Relevanz auch für uns heute. Vorhin hast Du aber auch noch von einer neuen Methode gesprochen. Das scheint mir aber ehrlich absurd.

Vereinsfrau: Warum? Es gibt ja schon die unterschiedlichsten Methoden der Literaturanalyse. Unsere Aufgabe ist es nun, gemeinsam neue Methoden zu entwickeln, die den Fragestellungen und Zielsetzungen der Frauenbewegung entsprechen. Das vermeintlich objektive Methodenideal männlicher Wissenschaftler haben wir als subjektives entlarvt. An seine Stelle setzen wir bewußt ein subjektives Forschungsinteresse: Wir müssen uns selbst in die Forschung einbringen. Unser Interesse, die Frauenbefreiung und die Aufdeckung von Diskriminierungsmechanismen, muß sich in unseren Gegenstandsbereichen der Forschung und deren Methoden widerspiegeln – und dies in der Germanistik wie in jeder anderen Wissenschaft.

II. Germanistik – nur für Männer?

Die Diskriminierung der Frau durch die Germanistik und in der Germanistik ist so alt wie diese Wissenschaftsdisziplin selbst. Sie erfolgt entweder durch Auslassen, Ausschluß oder Desintegration und trifft die Frau als Dichterin und Wissenschaftlerin in gleichem Maße.

1. Literatur- und forschungsimmanente Ebene

Maßstäbe und Regeln der Literaturproduktion wurden seit spätestens dem Barock von Männern aufgestellt. Der Frau konzidierte man bestenfalls den Status einer Nachahmenden, eine Auffassung, an der etwa *Gervinus*, der „Vater der deutschen Literaturgeschichtsschreibung“, ungerührt vom starken zahlenmäßigen Anwachsen der Schriftstellerinnen, noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts hartnäckig festhält.³ Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ignorierte die Germanistik den Großteil deutscher Dichterinnen, da sie ihrem Selbstverständnis entsprechend ‚hohe‘ Literatur⁴ als ausschließlichen Gegenstandsbereich der For-

schung betrachtete. Literatur von Frauen wurde, in der Tradition *Goethes* etwa, als „Dilettantismus“⁵ angesehen, damit auf der untersten Stufe der literarischen Wertungsskala angesiedelt und darum von vornherein ausgeklammert. Wurden Frauen in einzelnen Fällen in die Literaturgeschichtsschreibung mit einbezogen, geschah dies nicht gleichrangig mit ihren männlichen Kollegen im Kontext von Epochen-, poetologischen oder lokalen Einteilungskriterien, sondern in gesonderten Abschnitten, die allein auf Geschlechtszugehörigkeit basierten.⁶ Selbst in dem heute noch für jede/n Germanistikstudenten/in unentbehrlichen Kompendium „Daten Deutscher Dichtung“⁷ findet sich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts unter den Rubriken „Romantik“ und „Junges Deutschland“ im Biographieteil keine Frauenbiographie, unter „Biedermeier“ nur die der *Droste-Hülshoff*; in den entsprechenden Werkteilen sind nur wenige Publikationen von *Bettina Brentano*, von *Rahel Varnhagen von Ense* und von der *Droste* aufgeführt, so daß nach der Lektüre dieses Standardwerks der Eindruck entsteht, als hätte es – was in keiner Weise der Realität entspricht⁸ – nur wenige der Romantik⁹ und dem Biedermeier¹⁰ zuzuordnenden Dichterinnen gegeben und keine einzige Jungdeutsche.¹¹

Besonders in jüngerer Zeit versuchen in erster Linie Frauen diese Forschungsdefizite aufzuarbeiten. Germanistinnen aus den Reihen der Frauenbewegung, der „feministischen Literaturwissenschaft“, geht es um zweierlei: 1. Erarbeitung von Biographien und Werkanalysen der bisher übergangenen Dichterinnen; 2. die germanistisch-feministische Forschung will sämtliche Literatur und sprachliche Manifestationen unterschiedlicher Art¹² mit Hilfe neu entwickelter oder neu zu erarbeitender literatur- und sprachwissenschaftlicher Methoden analysieren, wobei zur Zeit noch von Frauen verfaßte Texte im Vordergrund stehen.¹³

2. Institutionelle Ebene

Bis 1900 (Baden), bzw. 1908/09 (Preußen) besaßen die Frauen in Deutschland kein Immatrikulationsrecht. *Agathe Lasch* und *Luise Berthold*¹⁴ waren die ersten Germanistinnen, denen kurz nach dem 1. Weltkrieg eine Habilitation gelang. Bereits vor ihnen hatten jedoch zahlreiche Frauen literaturgeschichtliche und sprachwissenschaftliche Forschungsarbeiten verfaßt;¹⁵ doch handelte es sich hier um private freiberufliche Unternehmungen, da ihnen seit der Etablierung des Wissenschaftszweiges Germanistik der Zugang zur institutionell gebundenen Forschung und Lehre versperrt war. 1846 hatte man sich mit dem Aufruf zum ersten deutschen Germanistentag nur an „Männer“ gewandt,

„die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und Sprache ergeben“.¹⁶ Der Exklusivitätscharakter dieser Versammlung hatte auf der Ebene der Literaturproduktion sein Pendant darin, daß im gleichen Jahr die „Literatinnen“ expressis verbis von der geplanten Schriftstellerversammlung in Weimar ausgeschlossen wurden, ein Skandalon, aus dem die erste deutsche Schriftstellerinnenversammlung hervorging.¹⁷

Wann und wo liegen die Ursachen für die aufgezeigte Entwicklung? Am Ende des 18. Jahrhunderts war, in erster Linie durch die Bildungsarbeit der Aufklärer/innen, die Anzahl intellektueller Frauen in bisher nie gekanntem Maße gestiegen. Der einzige anspruchsvolle Beruf, der ihnen offenstand, war der der Schriftstellerin. Ich vertrete die Auffassung, daß in dem Moment, als massive Bildungs- und sogar Gleichberechtigungsforderungen bis hin zum Universitätsstudium und Anspruch auf intellektuelle Männerberufe¹⁸ publik wurden, teilweise ausdrücklich verknüpft mit dem Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit vom Mann,¹⁹ eine Welle der Diffamierung und Diskriminierung des „gelehrten Frauenzimmers“ einsetzte, als deren Exponentin die Schriftstellerin fungierte. Ein Indikator für diese These findet sich bereits 1788 in *Knigges* vielgelesenem Buch „Über den Umgang mit Menschen“, in dem er seine Kritik an der Schriftstellerin, der er u. a. Vernachlässigung häuslicher Pflichten unterstellt, mit der an der gebildeten und gelehrten Frau koppelt, der er besonders das Eindringen in die Männerdomäne der Wissenschaften verübelt:

„... aber sie soll kein Handwerk aus der Literatur machen; sie soll nicht umherschweifen in allen Theilen der Gelehrsamkeit. Es erregt wahrlich, wo nicht Ekel, doch Mitleiden, wenn man hört, wie solche arme Geschöpfe sich erkühnen, über die wichtigsten Gegenstände, die Jahrhunderte hindurch der Vorwurf der mühsamsten Nachforschungen großer Männer gewesen sind und von denen diese dennoch mit Bescheidenheit behauptet haben, sie sähen nicht ganz klar darin; wenn man hört, wie ein eitles Weib am Thee- oder Nachttische in den entscheidensten Ausdrücken Machtsprüche wagt, indeß sie kaum eine klare Vorstellung von der Materie hat, wovon die Rede ist.“²⁰

Von diesem Zeitpunkt an wurde die Tabuverletzung der Schriftstellerin hart geahndet. Sie wurde Zielscheibe einer Polemik, die vor dem Forum der gesamten literarischen Öffentlichkeit – in erster Linie in Zeitschriften²¹ – ausgetragen wurde. Vordergründig wurde ihr eine für die Frau unnatürliche Vernachlässigung von Haus, Mann und Kindern unterstellt,²² wobei das Naturrecht nur bemüht wurde, um die Unvereinbarkeit von Frau und Wissenschaft wissenschaftlich zu legitimieren, was aus einer Herder-Schrift besonders deutlich hervorgeht:

„Ich bin auf das gelehrte Frauenzimmer vielleicht zu sehr erbittert; aber ich kann nicht dafür; es ist Abneigung der Natur. Eigentliche Gelehrsamkeit ist

dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon, so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müssen, und dabey doch schon immer verlieren; in dem Leben, in der Liebe, in dem Mund eines Frauenzimmers aber, die noch die einzigen wahren menschlichen Geschöpfe auf dem politischen Exercier-Platz unserer Welt sind, ist diese Unnatur so tausendmal fühlbarer. ... denn alle Sachen, alle Materialien, alle Wissenschaften sind nie für die Weiber, und über viele können sie in ihrem Leben nicht anders als schiefe Urtheile fällen...²³

Auffällig an der oben umschriebenen Form der Kritik an der Schriftstellerin ist, daß nicht ihre literarischen Produktionen analysiert wurden, sondern daß an die Stelle der *inhaltlichen* eine *moralische* Kritik trat. Dieser Modus des Umgangs mit Literatur von Frauen ist nicht nur typisch für das 18. und 19. Jahrhundert, sondern er findet sich heute auch in vermeintlich objektiver Forschungsliteratur. Dies soll am Beispiel der *Caroline de la Motte-Fouqué* gezeigt werden:

Beim Versuch, die Lebensdaten der *Caroline de la Motte-Fouqué* zu ermitteln, fällt zunächst auf, daß von ihr, im Gegensatz zu zahlreichen anderen Dichterinnen ihrer Zeit, nur sehr wenige Daten zu finden sind und dies, obwohl sie ein umfangreiches literarisches Werk hinterlassen hat.²⁴

Im renommiertesten deutschen biographischen Lexikon, der Allgemeinen Deutschen Biographie, würdigt man sie nicht einmal eines eigenen Artikels, sondern auf sie wird ausschließlich im Kontext der Abhandlung über ihren Ehemann – *Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué* – verwiesen.²⁵ Dieses Verfahren aber impliziert literarische Wertung: Die Dichterin wird zum Appendix ihres Ehemannes degradiert. Dieses Phänomen ist nicht nur in biographischer Literatur zu beobachten, sondern wird selbst in der neueren germanistischen Forschung, nämlich in *Sengles* Standardwerk zur Biedermeierzeit,²⁶ praktiziert.

Daß die *Fouqué* zu den hervorragenden Dichterinnen-Existenzen ihrer Zeit gehörte,²⁷ dürfte als unbestreitbar gelten: Neben zahlreichen literarischen Prosatexten verfaßte sie auch Bildungslektüre für Frauen.²⁸ Daneben gehört sie zu den wenigen Frauen ihrer Zeit, die auch als Herausgeberinnen von Büchern auftraten.²⁹

An der *Fouqué* wird besonders deutlich, wie in der Germanistik Frauen und ihre Werke diskriminiert werden: durch Auslassung oder durch Abwertung. Wo aber liegen in diesem speziellen Fall die Ursachen dafür? Intensivere Recherchen ergaben, daß die *Fouqué* von Zeitgenossen und Nachwelt gleichermaßen sowohl auf der Ebene der Literaturwertung als auch in bezug auf Moralität harten Anfeindungen ausgesetzt war: Die geschiedene Frau erlaubt sich als Gattin *Fouqués* einige Liaisons, die *Arno Schmidt* nicht nur exakt nachhält,³⁰ um sie als „geschäf-

tige Halbweltedame³¹ zu diffamieren, sondern ebenso diskreditiert er ihr literarisches Werk, ohne jegliche weitere Kommentierung, durch folgendes Statement: „Als sie die Technik erlernt hat, verfaßt sie auch selbst Romane und Erzählungen, zierliche Mythologien „Für die Töchter gebildeter Stände“ und Ratgeber „zum Eintritt in die große Welt“.³² Sein literarisches Urteil erhärtet er nur durch kurze Notizen *E. T. A. Hoffmanns*, den einmal einer ihrer Romane „schändlich ennuyierte und verstimmte“.³³

Den Schlüssel zur *C. Fouqué* – (Nicht-)Rezeption³⁴ dürfte wohl das Faktum bieten, daß ihr Leben und ihre Existenz als Dichterin für unweiblich gehalten wurde: Sie war hochgebildet, Schriftstellerin, Herausgeberin, ließ sich nach Gutdünken scheiden, hatte verschiedene Liebschaften, gebar Kinder von wem sie wollte und war – und dies im Gegensatz zu ihrem berühmten Ehemann – finanziell völlig unabhängig.³⁵ Diese Fakten dürften mit dazu beigetragen haben, daß Varnhagen sie schon 1811 als „männliche(s) Talent“³⁶ und später ihren ersten Roman „Roderich“ als „rauh und ungelent“³⁷ bezeichnet und der berühmte Historiker *Heinrich von Treitschke* sie einer „bedenklich an(zu)wachsenden“ „Schaar der Blaustrümpfe“ zuordnet.³⁸

Die oben aufgezeigten Diskriminierungsmodi von Dichterinnen und ihrem literarischen Werk dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Literatur von Frauen großer Popularität erfreute, wie die Vielzahl der erschienenen Publikationen und die Resonanz auf diese in den zeitgenössischen Zeitschriften³⁹ zeigt. Warum aber findet dieses Phänomen keinen angemessenen Ausdruck in der Germanistik? Die Ursachen dafür sind moralisch-ideologischer, aber auch ökonomischer Natur. Als Folge eines seit dem späten 18. Jahrhundert nach den Gesetzen einer frühkapitalistischen Marktwirtschaft funktionierenden Buchmarkts⁴⁰ hatte sich eine zunehmende Konkurrenz der Autoren als Mitbewerber auf dem literarischen Markt⁴¹ entwickelt. Weibliche Schriftsteller traten massiert erst ca. ein halbes Jahrhundert später als ihre männlichen Kollegen in Erscheinung.⁴² Am leichtesten angreifbar war der schwächste Teil der Konkurrenten, nämlich die Frauen, die ihre Existenzberechtigung als Dichterinnen nicht historisch legitimieren konnten. Die ökonomischen Ursachen der Invektiven von Männern gegen Schriftstellerinnen werden auch dann verständlich, wenn man bedenkt, daß gerade Schriftsteller als öffentliche Kritiker auftraten.

Auf diesem Hintergrund rückt eine andere Tatsache in ein ganz neues Licht, nämlich die, daß etwas weniger als die Hälfte der Germanisten der ersten Generation gleichzeitig Dichter waren.⁴³ Dieses Phänomen dürfte mitverantwortlich dafür sein, daß die Frauen 1846 sowohl vom

Germanisten- als auch vom Schriftstellerkongreß ausgegrenzt wurden. Diese Germanisten setzten die ersten Meilensteine literaturwissenschaftlicher Forschung, und angesichts der oben beschriebenen Praktiken der Diskriminierung schreibender Frauen und ihrer Werke erstaunt es nicht, wenn den Frauen auch im Hinblick auf Einbeziehung in germanistische Fachliteratur mit Auslassung und Absonderung begegnet wurde.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts konnte die Frau als institutionell gebundene germanistische Fachwissenschaftlerin nicht als ernstzunehmende Konkurrentin des Mannes im Wissenschaftsbereich auftreten, da sie ja erst 1900 bzw. 1908/9 das Immatrikulationsrecht und damit die Möglichkeit zur Absolvierung eines Hochschulstudiums in Deutschland erhielt. 1918/19 habilitierte sich die erste Frau im Fach Germanistik. Ihr folgten bis heute wenige. Ältere und neuere Literatur von Frauen ist im Fächerkanon von Schule und Hochschule stark unterrepräsentiert. Die Erforschung der Literatur von Frauen und die Erforschung der Literatur durch Frauen geht noch immer über ein Minimum nicht hinaus. Es gibt viel zu tun!

Anmerkungen

- 1 Diese Veranstaltung war für mich einer der ersten Schritte auf dem Weg, der schließlich zur Abfassung dieses Artikels führte. Es handelt sich hier um die nachträgliche Rekonstruktion einer Gesprächssituation, wie sie sich ähnlich abspielte.
- 2 Vereinsfrau = Mitglied des „Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.“. Dieser Verein war neben der Pädagogischen Hochschule Ruhr Träger des „1. Frauenforums im Revier“, das vom 20.–25. 3. 1979 in Dortmund stattfand.
- 3 Dazu s. *Brinker-Gabler, G.*: Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Gedichte und Lebensläufe, Frankfurt a.M. 1978, 17 f. – Informationen zu Gegenwartsautorinnen bietet neben *Brinker-Gabler: Puknus, H.* (Hrsg.), Neue Literatur der Frauen. Deutschsprachige Autorinnen der Gegenwart. Mit einem einleitenden Essay von *Elisabeth Endres*, München 1980.
- 4 Hierzu und zum Gesamtkomplex der literarischen Wertung s. *Schulte-Sasse, J.*: Literarische Wertung, 2. Aufl. Stuttgart 1976.
- 5 Z.B. *Goethe an Eckermann* am 18. 1. 1825: „Überhaupt haben die Dilettanten und besonders die Frauen von der Poesie sehr schwache Begriffe“, in: *Eckermann, J. P.*: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832, 2 Thle., Leipzig 1837, 1. Th., 189.
- 6 Zu diesem Komplex s. die ausführlichen Ausführungen von *Möhrmann, R.*: Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution, Stuttgart 1977, 2 ff.

- 7 *Frenzel, H. A. und E.*: Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriss der deutschen Literaturgeschichte, 2 Bde., 6. Auflage München 1970.
- 8 Schon *Schindel* beziffert 1825 in seinem berühmten biographischen Lexikon die Anzahl der deutschen Autorinnen auf „wenigstens weit über 550“; s. *Schindel, C. W. O. A. von*: Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. Drei Teile in einem Band, Hildesheim und New York, Nachdruck der Ausgaben Leipzig 1823–25, T. III, S. VI – S. VII. *Friedrichs* registriert 4000 Schriftstellerinnen für das 18. und allerdings gesamte 19. Jahrhundert, in: *Friedrichs, E.*: Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts. Ein Lexikon, Stuttgart 1981.
- 9 Hierzu s. z.B. *Lober, V.*: Die Frauen der Romantik im Urteil ihrer Zeit, Diss. Erlangen 1947. – *Frederiksen, E.*: Die Frau als Autorin zur Zeit der Romantik: Anfänge einer weiblichen Tradition, in: Gestalt und Gestaltend. Frauen in der deutschen Literatur, hrsg. v. *M. Burkhard*, Amsterdam 1980 (Reihe: Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik, Bd. 10, 1980).
- 10 Dem Biedermeier ist der Großteil der bei *Schindel*, s.o., verzeichneten Schriftstellerinnen zuzurechnen. In dieser Phase publizierten fast sämtliche Dichterinnen in Almanachen und literarischen Taschenbüchern – hierzu s. kurze Ausführungen bei *Marwinski, F.*: Sie schrieben und lectürten sehr. Die Almanache und ihr Lesepublikum zwischen 1770 und 1830, in: Marginalien. Zs. f. Buchkunst und Bibliophilie, 53. Heft, 1974, 51–71 –, ein bisher kaum berücksichtigtes Phänomen. Zu 107 Taschenbuchbeiträgerinnen wurde von mir im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 119 an der Ruhr-Universität Bochum eine größere Studie erarbeitet, die in absehbarer Zeit erscheinen wird.
- 11 Hierzu s. z.B. *Gulde, H.*: Studien zum jungdeutschen Frauenroman, Diss. Weinheim 1933. – *Möhrmann* a.a.O.
- 12 S. z.B. *Trömel-Plötz, S.*: Frauensprache: Sprache der Veränderung, Frankfurt a.M. 1982.
- 13 Hierzu s. z.B. *Bovenschen, S.*: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a.M. 1979. – Die Argument-Sonderbände 92 und 96: Entwürfe von Frauen in der Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. *I. von der Lühe*, Berlin 1982. – Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft. Mit Beiträgen von *I. Stephan* und *S. Weigel*, Berlin 1983.
- 14 S. *Schlüter, A.*: Wissenschaft für die Frauen? – Frauen für die Wissenschaft! Zur Geschichte der ersten Generation von Frauen in der Wissenschaft, in: Frauen in der Geschichte IV. „Wissen heißt leben...“. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. v. *I. Brehmer* u.a., Düsseldorf 1983, 244–261.
- 15 *Oelsner* hat, auch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, zahlreiche Daten von Wissenschaftlerinnen zusammengetragen, die Publikationen in den Bereichen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte aufzuweisen haben; *Oelsner, E.*: Die Leistungen der deutschen Frau in den letzten vierhundert Jahren. Auf wissenschaftlichem Gebiete, Breslau 1894, 119–133 und 161–171.
- 16 *Müller, J. J.*: Germanistik – eine Form bürgerlicher Opposition, in: Germanistik und deutsche Nation. 1806–1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewußtseins. Hrsg. v. *J. J. Müller*. Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 2, Stuttgart 1974, 5–112.

- 17 Hierzu s. *Wolff-Jaffé, S.*: Die erste deutsche Schriftstellerinnenversammlung im Jahre 1846 zu Weimar. Aus einem „aktenmäßigen Bericht“ zusammengestellt, in: Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, VIII. Jg. 1906, 29 f., Jg. 1907, 37 f.
- 18 *S. Wollstonecraft, M.*: Verteidigung der Rechte der Frauen, 2 Bde., Übers. v. *B. Pappenheim*, mit einem Vorwort von *B. Rahm*, Zürich 1976 (1. Ausgabe London 1790–92, 1. dt. Übers. *Schnepfenthal* 1793/94), Bd. II, 91. – *Hippel, Th. G. von*: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Nachwort von *R.-R. Wuthenow*, Frankfurt 1977 (1. Ausgabe 1793), 151.
- 19 Zu diesem Kreis von Frauen gehören neben den Romantikerinnen die weniger bekannten Schriftstellerinnen *Ester Bernard, geb. Gad, verst. Domeier; Sophie Mereau, geb. Schubart* und *Marie Norden*. – Zu diesem Themenkomplex s. die unbekannte Schrift von *E. Bernard*, die sie bereits 1798 unter dem Pseudonym *E. B*** geb. *G** publizierte: Einige Aeüßerungen über Hr. Kampe's Behauptungen, die weibliche Gelehrsamkeit betreffend, in: *Der Kosmopolit*, Hrsg. *D. Voß*, Juni 1798, 577–590.
- 20 *Knigge, Adolph Freiherr von*: Über den Umgang mit Menschen, Herrsching o. J., 192 (T. 2, Kap. 5, § 18).
- 21 Zu dieser Ansicht gelangte ich durch die Durchsicht zahlreicher zeitgenössischer Zeitschriften; sie muß aber noch durch eine gründliche Forschungsarbeit überprüft werden. Aus Platzgründen nenne ich nur zwei Artikel: *Weisser*: Klagen des Ehemanns einer Dichterin, in: *Morgenblatt für gebildete Stände*, 11. 1. 1815, 33–35. – *Steuber, I. A. G.*: Ueber weibliche Schriftstellerei. An *Emma***, in: *Der Freimüthige*, Nr. 13, 19. 1. 1815, 49–52.
- 22 Hierzu s. *Brandes, E.*: Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben, 3 Thle., Hannover 1802, s. besonders Bd. I, 133, Bd. II, 310 ff., 399, 418, Bd. III, 2 ff., 87, 451.
- 23 *Herders* Ansicht über gelehrte Frauen. (Bruchstück aus der nächsten in der *J. G. Cotta'schen* Buchhandlung erscheinenden Erinnerungen aus dem Leben. *Joh. Gottfr. von Herder*), in: *Morgenblatt für gebildete Stände*, Nr. 87, 11. 4. 1820, 350 f.
- 24 Literaturhinweise zu biographischem Material s. *Friedrichs*, a. a. O., 176. – *Goedeke, K.*: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen, 15 Bde., Dresden, später Berlin 1884–1966, Bd. 6, 131–134, der neben einer kleinen Biographie ein Werkverzeichnis präsentiert.
- 25 *S. Allgemeine Deutsche Biographie*, hrsg. durch die Historische Commission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., Leipzig 1875–1912, Bd. 7, 200 f.
- 26 *S. Sengle, F.*: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution, 3 Bde., Stuttgart 1971–1980, Bd. II, 48 (Herausgeber der Frauentaschenbücher waren „*Fouqué* und seine literarisch begabte Gattin“).
- 27 Hierzu s. die Darstellungen von *Prill, V.*: *Caroline de la Motte Fouqué*, Berlin 1933. – *Varnhagen von Ense, K. A.*: Biographische Portraits. Aus dem Nachlaß *Varnhagen's* von *Ense*, Leipzig 1871.
- 28 Hierzu s. *Prill*, a. a. O., 24 f.
- 29 1812 und 1813 gab sie gemeinsam mit *Amalie von Hellwig* zwei Jge. des „Taschenbuch(s) der Sagen und Legenden“, 1815 mit *F. de la Motte Fouqué* das „Frauentaschenbuch“ heraus.
- 30 *S. Schmidt, A.*: *Fouqué* und einige seiner Zeitgenossen. Biographischer Versuch, Frankfurt a. M. 1975, 158. – *Prill*, a. a. O., 21 f.
- 31 *Schmidt*, a. a. O., 159.
- 32 Ebenda, 157.
- 33 Ebenda.
- 34 Eine Analyse ihrer Werke ist bis heute Desiderat der Forschung.
- 35 Zu diesen Ausführungen s. die in diesem Kontext zitierten biographischen Artikel und Darstellungen.
- 36 Zitiert nach *Prill*, a. a. O., 8.
- 37 *Varnhagen von Ense*, a. a. O., 122.
- 38 *Treitschke, H. von*: Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, 3 Th., 3. Aufl. Leipzig 1889, 683.
- 39 Dieser Bereich ist noch weitgehend unerforscht. Hier kann nur auf wenige Rezensionen verwiesen werden: *H. Marggraff*: Zur Literatur der Frauenromane, in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 290, 17. 10. 1847, 1157–1167. – *O. V.*, *Damenalmanach von Mathilde von Tabouillot*, in: *Ebenda*, Nr. 31, 31. 1. 1842, 123.
- 40 *Vogel, M.*: Der literarische Markt und die Entstehung des Verlags- und Urheberrechts bis zum Jahre 1800, in: *Rhetorik, Ästhetik, Ideologie. Aspekte einer kritischen Literaturwissenschaft*. Mit Beiträgen von *J. Goth* u. a., Stuttgart 1973, 117–136, 131 f. – *Winckler, L.*: Entstehung und Funktion des literarischen Marktes, in: *L. W.*, *Kulturwarenproduktion. Aufsätze zur Literatur- und Sprachsoziologie*, Frankfurt a. M. 1973.
- 41 Hierzu s. *Winckler*, a. a. O., 28.
- 42 *Wieland* registriert 1803 als Gesamtsumme der im 18. Jahrhundert verstorbenen deutschen Schriftstellerinnen zwanzig, *Schindel* schon 1825 „weit über 550“, während die Anzahl der männlichen Schriftsteller zwischen 1773 und 1787 von ca. 3000 auf ca. 6000 und bis 1806 auf ca. 11 000 gestiegen war. – Hierzu s. *Wieland, C. M.*: Deutschland's Dichterinnen, in: *Der Neue Teutsche Merkur* vom Jahr 1803, Weimar 1803, 258–274. – *Schindel*, a. a. O. – *Winckler*, a. a. O., 28. – Die *Wincklerschen* Zahlenangaben unterscheiden nicht zwischen männlichen und weiblichen Autoren.
- 43 Vgl. *Müller*, a. a. O., 37 ff.

Doris Freer, geboren 1952; Studium der Germanistik und Geschichte; Wissenschaftliche Angestellte im Sonderforschungsbereich 119 „Wissen und Gesellschaft im 19. Jh.“ im Teilprojekt „Die literarischen Taschenbücher der Biedermeierzeit“ unter der Leitung von Prof. Dr. *P. G. Klusmann* von Januar 1981–Juni 1983 in Bochum; danach Studienreferendarin. Arbeitsschwerpunkte: Sozioökonomische Lage und politisches Handeln von Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jhs; Frauenbild in der Literatur; Frauen und historisches Wissen; Schriftstellerinnen in der ersten Hälfte des 19. Jhs.; seit Oktober 1985 Leiterin der Gleichstellungsstelle für Frauenfragen der Stadt Duisburg.

Freer, Doris, Eine Verteidigung der Rechte der Musen ODER: Die Diskriminierung der Schriftstellerin und Wissenschaftlerin in der Germanistik,

Art. in: Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft, hrsg. von Anne Schlüter und Annette Kuhn, Düsseldorf 1986, S. 138 ff.



Kurzbiographie Doris Freer

geb. 1952 in Dorsten; Besuch des Mädchengymnasiums St. Ursula

ab WS 1972/73 Studium der Germanistik und Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum

1981 - 1983 wissenschaftliche Mitarbeiterin im interdisziplinären Sonderforschungsbereich
"Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" an der Ruhr-Universität

1979 - 1985

Mitarbeit im AK "Wissenschaftlerinnen in NRW";
Schwerpunkt "Historische Frauenforschung" und Frauen in der Literatur
der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

1981/1985 1. und 2. Staatsprüfung für das Lehramt am Gymnasium für die Fächer Deutsch und
Geschichte

Seit Oktober 1985 Leiterin des Frauenbüros der Stadt Duisburg:

1997 – 2004

Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros / Gleichstellungsstellen NRW
(LAG NRW) - <http://www.frauenbueros-nrw.de/>

1998

- Bürgerehrenwappen des Verbandes Duisburger Bürgervereine e. V.
- Landespreis des Umweltministeriums NRW (MURL) für "Das beste LA 21 - Projekt" im
Kontext des Wettbewerbs "Öffentlichkeitsarbeit für eine nachhaltige Entwicklung"

2000

Sonderpreis im Rahmen des Geschichtswettbewerbs HISTORAMA RUHR 2000 für das Duisburger
Frauengeschichtsbuch "Von Griet zu Emma"

2001 – 2011

von der LAG NRW gewähltes beratendes Mitglied im Regionalrat des Regierungsbezirks Düsseldorf

2002 bis heute

Mitglied des Umweltausschuss des Städtetages NRW als Repräsentantin der Konferenz der
Frauenbeauftragten des Städtetages NRW

2011

erneut Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros / Gleichstellungsstellen
NRW (LAG NRW)

ab 2012

„Berufung in den Koordinierungskreis Klimaschutzplan NRW“ durch den NRW-Umweltminister
Johannes Remmel als Repräsentantin frauenrelevanter Belange

Mitglied in folgenden kommunalen Gremien:

Verwaltungsvorstand der Stadt Duisburg, Arbeitskreis Kriminalitätsvorbeugung, Runder Tisch
Gewaltschutzgesetz, Kommunale Gesundheitskonferenz, Lenkungskreis der Region NiederRhein,
Arbeitskreises der Region NiederRhein, Beirat für Stadtgestaltung, Beirat job-center Duisburg

Veröffentlichungen

zur Frauengeschichte, zur kommunalen Frauenförderung, zur Lokalen Agenda 21 aus Frauensicht
sowie zu den Bereichen Frauen und Umweltschutz, Frauen und Wohnen, Frauen und
Stadtentwicklung, Literaturliste s. www.duisburg.de/frauenbuero/Veroeffentlichungen

Sehr geehrter Prof. Dr. Dr. Klusmann,

Ihre aufschlussreichen Vorlesungen über Stefan George an der Universität Bologna habe ich noch in Erinnerung, genauso wie Ihre ‚Diamanten-Parabel‘, die mir Frau Prof. Versari zur Zeit meines Studiums erzählte. Zu Ihrem 90. Geburtstag gratuliere ich sehr herzlich.

Mit freundlichen Grüßen

Elena Giovannini

Twer, 11.02.2013

Sehr geehrter Herr Klussmann!

Es ist schon fast 14 Jahre her, nachdem ich „Modell Bochum“ habe erleben dürfen – mein großes berufliches und persönliches Glück. Interessante Programminhalte, Lehrkräfte von Top-Niveau, bereichende Kontakte, neue Ideen – und das alles ist ohne Ihren Anteil kaum vorstellbar. Ich habe immer noch im Kopf mit welcher Intelligenz, Humor und menschlicher Wärme Sie Ihren Unterricht gestaltet haben. Wäre es nur die Entdeckung von Stefan George allein gewesen – so hätte es schon viel bedeutet; aber es ist noch so viel dazugekommen! Meine bisherige Lebens- und Berufserfahrung zeigen, dass Bochumer Inspirationen bis ins heute hinein ausreichen – und immer mit einem warmen Gefühl begleitend.

Mit diesem Schreiben möchte ich Ihnen ganz herzlich zu Ihrem schönen Jubiläum gratulieren und noch viele lebensfreudige Jahre wünschen! Und erlauben Sie mir noch einen ganz persönlichen und informellen Wunsch – zu hoffen, das Sie auch unsere Wärme zu spüren bekommen, Wärme, die ich und meine Kolleginnen Ihnen voller Dankbarkeit entgegen schicken.

Hochachtungsvoll –

Dr. Tatjana Gretschnikowa,

Vize-Dekanin der Fakultät für Fremdsprachen
und internationale Kommunikation
Staatlicher Universität zu Twer, Russland





Lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag senden wir Ihnen die allerherzlichsten Wünsche für Gesundheit, Wohlbefinden und den weiteren Bestand Ihrer erstaunlichen Schaffenskraft, der wir das wichtige und in seiner Arbeit so effektive Institut für Deutschlandforschung verdanken.

Mit Ihnen, Frau Strohschneider-Kohrs, und den Herren Harweg, Ketelsen, Hufeland, Wiehl, Asmuth und Fechner bilden wir doch noch eine ganz stattliche Vertretung der ersten seit der Gründung der Bochumer Universität tätigen Germanisten.

Ich danke Ihnen für die stets harmonische Zusammenarbeit in unzähligen Examina und Sitzungen.

Mit nochmals den allerbesten Wünschen für Sie, Ihre Frau und Töchter (einschließlich Pferd)

Ihre

Barbara und Siegfried Grosse.

Zum 25. Februar 2013

Sehr verehrter Paul Gerhard Klussmann,

**unsere allerbesten GrüÙe zu diesem wahrhaft ehrwürdigen
Geburtstag – wir wünschen Ihnen währendes Glück, ganz
besonders aber Gesundheit, geistige Schaffensfreude und
familiäre Harmonie!**

mit lieben GrüÙen aus Radebeul

Bettina Gruber und Piotr R. Scheller



Zum 25. Februar 2013

Lieber Herr Klusmann,

meine allerherzlichsten Glückwünsche
für ein erfülltes Leben in der Forschung!

Viele Grüße

Antonia Grunenberg

Lieber Gerhard,

vor nun genau 18 Jahren kam ich, die damals junge Germanistik-Studentin an der Staatlichen Universität Donezk, zu einem privaten Besuch nach Bochum und überbrachte Dir einen Brief des dortigen Lehrstuhls. Kurz darauf holtest Du mich in Bochum Langendreer ab, um mir die Ruhr-Uni im Allgemeinen, speziell aber die philologische Bibliothek und das Institut für Deutschlandforschung zu zeigen. Diese unsere erste Begegnung wurde in doppelter Hinsicht zu einem wegweisenden Ereignis in meinem Leben: Sie stand am Beginn unserer wunderbaren Freundschaft und beeinflusste dadurch ganz entscheidend meine fachliche und berufliche Biographie. Mit großer Freude und Dankbarkeit denke ich an all die gemeinsamen Jahre an der Ruhr-Uni Bochum zurück und wünsche Dir von Herzen, lieber Gerhard, zu diesem besonderen runden Geburtstag gute Gesundheit und viele weitere glückliche Jahre im Kreise Deiner Lieben und Freunde!

Mit herzlichen Geburtstagswünschen und in tiefer Freundschaft grüßt Dich

Deine Anja





Dietrich Hartmann, Hattingen

Bilder von Personen im Kopf

Welche Bilder von akademischen Lehrpersonen als ehemaligen Kollegen behält man im Kopf? Wie erinnere ich mich an Kollegen und Kolleginnen, mit denen ich von den achtziger Jahren an bis in die jüngere Gegenwart hinein am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum vereint geforscht, gelehrt und öffentliches Eigentum verwaltet habe?

Eine Antwort darauf zu finden ist nicht ganz einfach, das Off der Emeritierung und Pensionierung verwischt manche Gedächtnisspur. Eine Antwort ist zudem heikel. Es drohen Nichteinverständnis des oder der Betroffenen, wenn sie die Begegnungen ganz anders wahrgenommen und gespeichert haben. Eine solche Differenz könnte aber den erwünschten fruchtbaren Prozess der gemeinsamen Rückschau auslösen und interessant gestalten. Allgemeine Peinlichkeit wegen des hier gewählten Medium der Öffentlichkeit oder Halböffentlichkeit wäre schlimmer.

Einstiegsfrage: Was ist der Unterschied zwischen einem Klassentreffen und einem rückblickenden Beitrag wie diesem?

Auf Klassentreffen mit dreißig-, vierzig- oder gar fünfzigjährigem zeitlichen Abstand von der letzten schulischen Abschlussprüfung ist die Besprechung von Lehrpersonen nach ihren fachlichen und pädagogischen Qualitäten sowie tatsächlichen und vermeintlichen Eigenheiten und vor allem das gemeinsame Erinnern an anwesende und abwesende Klassenkameraden häufig fester Bestandteil des Gesprächsablaufs. Aufgerufen werden dabei Bilder von Personen, die auf Erfahrungen aus der Perspektive der damaligen Schüler beruhen, Erfahrungen, die als gemeinsam unterstellt werden.

Nach allem, was wir über das Funktionieren von Gedächtnis wissen, stützen sich die im Gespräch entstehenden oder bloß reproduzierten Bilder aber nicht nur auf die früheren, sondern auch auf die später erworbenen Lebenserfahrungen. Zusammen ergeben beide Quellen Personenbilder, die im Kontext solcher Treffen eher im Austausch von Erfahrungen im Rahmen „bestätigender“ denn auf „divergenter“ Interaktion oder auf kontrovers geführten Gesprächsverläufen beruhen. Es steht „nichts auf dem Spiel“, keiner hat ein Interesse an übermäßiger Unruhe am Abend, im Gegenteil: es soll eine eigentlich nicht mehr bestehende Gemeinsamkeit beschworen werden. Die, um deren Bild es im Gedächtnis der ehemaligen Klasse geht, sind oft nicht da und können keine Stellung beziehen. Insofern stellt

der Aufruf von Bildern in den Köpfen des eher beschworenen denn faktisch existierenden Klassenkollektivs kein Risiko für einen allseits befriedigenden Abend dar. So weit, so gut.

Versucht ein - ehemaliges - Mitglied eines universitären Institutskollegiums sich die Person eines anderen Mitglieds desselben Instituts nicht nur in dessen Berufsrolle, sondern auch außerhalb der Berufsrolle *als Mensch* – wir lassen offen, was damit gemeint sein mag - öffentlich zu vergegenwärtigen, so stößt dies, anders als im Fall von Klassentreffen, schnell an Grenzen.

Die Gefahren der Peinlichkeit bis hin zum Zorn des Betroffenen drohen besonders dann, wenn die Person bekannt und prominent und gleichzeitig Adressat ist - sich daher auch gegen Zumutungen wehren kann. Die besagten Grenzlinien werden auch durch die unter Kollegen strikter als zwischen Schülern und Lehrern einzuhaltende Trennung von Berufsleben und Privatleben gezogen: Themen nicht-professioneller Art werden im Beruf im Interesse der Effektivität und Rationalität des universitären Lehr- und Forschungsbetriebs üblicherweise nicht oder nur in besonderen Situationen besprochen. Wenn sie zur Sprache kommen, dann nur in Abwesenheit und unter vorgehaltener Hand. Öffentlich gewürdigt werden ihre Mitglieder ebenfalls nur in ihren Berufsrollen; dafür ist in Academia ein ziemlich festgelegtes Ensemble von sozialen Gelegenheiten und Traditionen wie Festschriften, Festkolloquien, Laudationes und Ordensverleihungen vorgesehen.

Aber wie ist er denn sonst so, so als Mensch? Erkenntnisse und Einschätzungen dazu ergeben sich aus dem überörtlichen „Ruf“ und auch aus dem lokalen Ruf, der unter vorgehaltener Hand transportiert wird, und natürlich aus eigenem Erleben. Eindrucksvoll sind dabei erlebte Situationen, in denen eine soziale Rolle überraschend zeitweise durchbrochen oder gewechselt wird und jemand „aus der Rolle fällt“, allerdings ohne dass dies als nichtlegitime Abweichung verstanden wird.

Unter den in diesem Zusammenhang gewonnenen Bildern aus Gesprächen und Diskussionen mit Paul Gerhard Klusmann bei sozialen Gelegenheiten in universitären Gremiensitzungen, in Vortragsveranstaltungen oder auf dem Flur des Gebäudes GB ragt die Erinnerung an den erst einmal gescheiterten Anfang einer gemeinsamen Magisterprüfung in den achtziger Jahren heraus.

Viele Studierende waren damals weitaus nachlässiger gekleidet als heute. So fiel das überaus „lässige“ Outfit des in das Prüfungszimmer hereingebetenen Kandidaten zunächst nicht sonderlich auf, auch nicht die ungewöhnlich strubbelige Frisur, von der es ungewiss war, ob sie als Zeichen gewollten Stils oder schlicht als Ungepflegtheit zu kategorisieren war.

Ungewöhnlich war auch noch nicht das in der Hand gehaltene Glas mit Trinkgut und die in der anderen Hand gehaltene Vorratsflasche. Die brennende Zigarette zwischen den Fingern jedoch und vermutlich ein leicht schlurfender Gang des Prüflings erzeugten zusammen mit den anderen genannten Attributen den intensiven Eindruck von demonstrierter Rollendistanz als Prüfling und Mangel an Interesse an dem geplanten Vorgang und den anwesenden Personen.

Diesen Eindruck jedenfalls schien Paul Gerhard Klussmann zu haben und er war offensichtlich nicht gewillt, sich eine derartige Geringschätzung des Anlasses und der anwesenden Personen gefallen zu lassen. Mit erhobener Stimme und gewohnt deutlicher Artikulation und wie gewohnt in ganzen Sätzen wies er den Kandidaten darauf hin, dass dessen eigene Selbstpräsentation einschließlich brennender Zigarette nun gar nicht den Erwartungen der Prüfer entspräche. Und schickte ihn wieder auf den Flur. Damit war die Prüfung beendet, bevor sie angefangen hatte.

Paul Gerhard Klussmann agierte damit nicht als Literaturwissenschaftler, sondern als ein Erzieher, der einem Prüfungskandidaten einen für seine weitere Laufbahn nützlichen Gefallen getan hat. Die Prüfung fand übrigens dann später statt.

Und bei dem Mitprüfer bleibt der Eindruck eines rasch und entschieden handelnden Menschen Klussmann, deutlich in seiner eingenommenen Position, angenehm, kommunikativ und konstruktiv auch dann, wenn er von der Wissenschaftler- und Prüferrolle unerwartet und plötzlich in die eines Pädagogen wechselte. Die Anerkennung des damaligen Prüferkollegen ist ihm bis heute gewiss.

„Roter Stern und blaue Blume“ oder Wie alles begann...

Was brachte uns zusammen? Eine Fehlinformation, ein überflüssiger Ausflug! Durch den Hinweis in einem Buch aufmerksam geworden, machte ich mich in der grauen Vorzeit der späten 70er Jahre von Münster auf den Weg nach Bonn, um ein für meine Dissertation verheißungsvolles Archiv der DDR-Literatur einzusehen. Doch leider verdiente das Archiv diese Bezeichnung nicht; die Bestände waren äußerst kläglich. Um meine Enttäuschung zu mildern, erhielt ich jedoch eine Einladung zur nächsten Tagung des heute legendären „Arbeitskreises für Literatur und Germanistik in der DDR“, wo ich dessen Initiatoren und Leiter Paul Gerhard Klussmann und Heinrich Mohr kennenlernte. Beide wollten, wie es im Vorwort des ersten Jahrbuchs (Bonn 1980) hieß, „die DDR zu einem gemeinsamen Thema für Kulturwissenschaftler verschiedener Disziplinen“ machen – ein bewundernswert modernes, interdisziplinäres Unterfangen. Der Arbeitskreis bildete das Fundament für das 1989 gegründete Institut für Deutschlandforschung, legte aber auch den Grundstein für eine großzügige Förderung und Freundschaft, die in vielfältiger Weise für mein Leben bestimmend wurde.

Ich verdanke Paul Gerhard Klussmann

... eine der ersten Einladungen zu einem wissenschaftlichen Vortrag, und zwar über die Beziehungen zwischen der sowjetrussischen und der DDR-Lyrik; Ergebnis war nicht nur der Aufsatz „Roter Stern und blaue Blume“, sondern auch ein dauerhaftes Interesse an den Zusammenhängen von Politik und Poesie;

... eine lebendig-lehrreiche Exkursion zu Justinus Kerner nach Weinsberg, mit Faust-Museum, Maultaschen und Mesmerismus;

... die Bekanntschaft mit dem Slavisten Karl Eimermacher und beiden zusammen die beharrliche Durchsetzung eines Projekts über die sowjetische Präsenz im kulturellen Leben der SBZ und frühen DDR bei der DFG und dessen engagierte Unterstützung während der gesamten Laufzeit;

... unzählige gute Gespräche in der Hattinger Straße zur Vorbereitung dieses Projekts (gefolgt von manch schlaftrunkener Irrfahrt durch das menschenleere Bochum, da PGK eine sehr viel bessere Kondition als sein Gegenüber hatte);

... viele „skills“ und Fertigkeiten, etwa wie man ein Bewerbungsschreiben formuliert oder eine Diskussion höflich aber bestimmt leitet;

... eine unvergessliche Reise zu einer Kandinsky-Ausstellung in Paris, kunst-voll und genussreich;

... intensive Lektionen in Gastfreundschaft, wenn ich in der Hattinger Straße verwöhnt wurde oder Marianne für Besuch aus fremden Landen schnell einen Erdbeerkuchen zauberte, weil die Gäste solche Genüsse nicht kannten;

... zahlreiche Anregungen durch unser gemeinsames Promotionskolleg Ost-West und die großartigen Exkursionen – Höhepunkte für alle Teilnehmer;

... das Staunen über seinen unermüdlichen Einsatz für alle Besucher aus Ost und West, sei es dass er Nachsitzungen in der Bibliothek veranstaltete oder den Deutschlehrerinnen, die im Rahmen des „Modells Bochum für Weiterqualifizierung russischer Germanisten“ (auch ein schönes gemeinsames Projekt) an die Ruhr kamen, den Düsseldorfer Karneval nahe brachte.

Anne Hartmann

Berlin, den 25. Februar 2013

Lieber Herr Professor Klussmann,

ich bin mir sicher, daß Sie es schon längst wissen: Gerüchte verbreiten sich mit Überlichttempo. In Anbetracht der geschwinden Legende, daß Sie erneut erfolgreich ein Jahrzehnt umrundet haben, mit Bedacht derart elliptischer Lebensphase und vor allem, da es so gute Nachrichten sind, gratuliere ich von ganzem Herzen zu Ihrem 90. Geburtstag.

Über Dekaden haben Sie ein soziales Leben des Geistes und der Tat geführt, mit Ihren Berufsgefährten(inn)en sowie Mitarbeiter(inne)n in den europäischen Unimärkten eine Unzahl von großen akademischen Eierkartons – nicht nur Eierschachteln – gesichtet und mühsam eine ganze wissenschaftliche Hühnerfarm artgerecht zum Nutzen der Menschheit aufgezogen. Zum Beispiel hatte ich die große Ehre, von Ihnen auf dem fliegenden Teppich des multinationalen und interdisziplinären „Promotionskollegs Ost-West“ mitgenommen zu werden. Auf diese Weise lernten ungezählte Mentor(inn)en sowie Doktorand(inn)en aus über einem Dutzend Ländern sich und zahlreiche Fachbereiche sowie Dissertationsprojekte kennen und schätzen.

Natürlich stecken Promovierende und ihre Betreuer im allgemeinen manchmal bis zum Hals in Arbeit oder nehmen bisweilen sogar philosophische Stoßgebete für den Studienflug über den großen Wissenschaftsteich mit. Im „Promotionskolleg Ost-West“ entstand jedoch auch Raum zum individuellen und kollektiven Atmen, für etliche professionelle Partnerschaften, private Freundschaften, ja sogar einige Ehen. Dennoch entwickelte das transnationale und fachübergreifende „Promotionskolleg Ost-West“ erfrischend nüchterne Forscher, die auch in Zukunft ihren Lebensweg machen und aufgrund Ihrer Förderungen im positivsten Sinne schwerer als Luft bleiben! Deswegen darf ich wohl aufhören, mit meinen Armen zu rudern. Ich komme als nie verlorener Sohn des „Promotionskollegs Ost-West“ wieder Heim auf den Boden der Tatsachen zurück.

Ich wünsche Ihnen, lieber Herr Professor Klussmann, auch über Ihr erstes Jahrhundert hinaus alles erdenkliche Glück. In diesem Glück seien Liebe, Gesundheit, Lebensfreude, ein Lottogewinn und vieles mehr ohne „Warten auf Godot“ integriert. Wenn Sie erlauben, wage ich es höchst respektvoll, aber umso herzlicher, Sie virtuell zu umarmen.

Ich verbleibe mit herzlichem Dank für Ihre väterliche Begleitung und für alle Ihre weisen Worte der Wahrheit

Ihr Alexander Heinert

Lieber Herr Klussmann,

auch im Namen meiner Frau darf ich Ihnen zu Ihrem Geburtstag herzliche Glückwünsche aussprechen. Sie wissen, dass ich mich immer freue Sie zu sehen, dass ich Sie als Mensch und Forscher sehr bewundere. Sie wissen auch, dass ich mich bisweilen ein bisschen mit Theater beschäftige, sogar mit solchen Formen, in denen auf der Bühne gesungen wird, während andere fleißig Geige spielen. Ich habe als kleines Präsent einen Aufsatz beigefügt, der sich mit Christoph Schlingensiefs Bayreuther Parsifal beschäftigt. Die Wagnerianer mochten die Inszenierung nicht so richtig und brüllten am Schluss, was das Zeug hielt. Ich fand sie genial und bin mir sicher, dass Sie auch Ihre Freude an den vielen Hasen gehabt hätten. Möge es Ihnen noch lange gut gehen!

Herzlich

Ihr

Guido Hiß



19.2.2013

“Zeichen, Wörter, Male”: Schlingensiefs *Parsifal* in Bayreuth.

Guido Hiß (Bochum)

“Bei Wagner gibt es keine Hasen”, sagte Wagner.
DER SPIEGEL Nr.30, 2004

1. Parsifals Blick

Nach einer halben Stunde bekam ich Kopfschmerzen. Vermutlich auf Grund einer *déformation professionnelle*. Gewohnt, die Metaphorik und Symbolik der *mise en scène* in etwas Mitteilbares, vielleicht Erklärendes, zuletzt in Schrift zu übersetzen, stand ich am Rande des Abgrunds. Wenig erschloss sich spontan, fast nichts ließ sich zu etwas Sagbarem, gar Begreifbarem zusammenbinden. Eine explosive, hoch eigendynamische Bilderwelt überwucherte förmlich die Wörter und Klänge. Ich kam einfach nicht hinterher. Obwohl mir der Plot des bizarren Weihfestspiels nicht ganz unbekannt ist. Der erste Akt vermittelt die Vorgeschichte der chronischen (Liebes-)Verwundung des Gralskönigs Amfortas, von Klingsors Raub des “heiligen Speeres” und von der vagen Hoffnung auf Erlösung durch einen “reinen Toren” (“durch Mitleid wissend ...”). Der vermeintliche Erlöser taucht auf, wird von Ritter Gurnemanz hoffnungsvoll ins Allerheiligste der Gralsburg geführt, wohnt der furchtbaren Schmerzenszene der Grals-Eucharistie bei, mithin dem Elend des Amfortas, versteht nichts, fragt nicht, wird hinausgeworfen. Ein “tumber Tor” eben, nicht wissend, sei es durch Mitleid, Intuition, Verstand oder einen Opernführer.

Aus der Orchesterhöhle steigt Wagners unendliche Melodie strahlend auf (Dirigent: Adam Fischer). Gleichzeitig entfesselt die Szene eine Schauwelt von extremer Dichte und rätselhaftester Machart (Bühnenbild: Daniel Angermayer und Thomas Goerge). Die Drehbühne rotiert beständig. Sie ist in der Manier einer Kruseschen Wimmelbühne überfüllt mit Menschen, Bildern, Objekten. Eine gewaltige (Sperrholz-)Silhouette deutet die Fassade eines Renaissancepalastes an. Hinter Zäunen verbergen sich im Dämmerlicht

kaum erkennbare Figuren; man erahnt afrikanische Trachten. Frauen sind auch darunter. Wir passieren den "Friedhof der Künste" mit Mona Lisa als Grabstein, dann einen ausgetrockneten Brunnen. Nach der nächsten Drehung wird der Blick frei auf einen von Stahldrahtwänden gerahmten Weg zum Eingang der Burg: ein militärisches Lager im Niemandsland der Bedeutungen.

Man hat keine Zeit für Details, weil das rotierende Gewimmel beständig von diversen Projektionen überlagert wird (Lichtdesign: Voxi Bärenklau). Eine Leinwand (hinten oben) zeigt gerade die Aufnahme einer Burg. Auf einem zweiten Screen auf der Drehbühne west allerhand organisches Leben, hasen- oder wurmartig, amöbenhaft oder floral, bisweilen in mikroskopischen Vergrößerungen. Einen Höhepunkt liefert im dritten Akt ein mehrere Minuten lang gezeigtes Gebilde, das eine pulsierende Vulva sein könnte, eine zuckende Wunde (des Amfortas?) oder auch das Maul eines obskuren Tiefseebewohners. Bisweilen – in Wagners speziell für die Verwandlungen nachkomponierten Sequenzen ("zum Raum wird hier die Zeit") – senkt sich eine Leinwand vor den Bühnenausschnitt. Hier ist der Ort, wo sich die Bilder der Biosphäre ins Eklige steigern können, hier ist Platz für Kino. Dies funktioniert bisweilen auch halbtransparent: Eine Gazewand ermöglicht zugleich Aufsicht und Durchsicht. Die vierte, im ersten Akt fast beständig genutzte Projektionsoption taucht die gesamte Bühne in flimmernde Bilder. Gewaltig vergrößert und direkt auf die szenische Rumpelkammer projiziert, verlieren die eingesetzten Filmsequenzen ihre Anschaulichkeit, gerinnen zum abstrakten Lichtspiel. Man kann allenfalls vermuten, was sie zeigen: schnelle Schwenks über Landschaften, Wälder vielleicht, bewegtes Wasser, ziehende Wolken.

Die (Wahrnehmungs-)Irritation resultiert aus der simultanen Überlagerung der eben skizzierten visuellen Dimensionen. Während ich versuche, auch nur einen dieser changierenden Lichtteppiche zu lesen, vollzieht die Bühne eine weitere Drehung um 180°, neue Fremdarten abstrahlend. Zum Beispiel – dies liefert schon die fünfte Ebene der Projektion – ein konzentrisch aus einem strahlenden Kern hervorstachendes Mandala aus hellem weißem Licht, ein Kreis geometrischer Formen, in dem hieroglyphische Formen tanzen, hasenartige zumal. Da dieses Mandala auch im Augenblick der Gralsenthüllung erscheint, könnte man es als Pendant des orchestralen Gralsmotivs auffassen. Mit fünf Projektionsebenen und der hy-

peraktiven Drehbühne ist die visuelle Partitur noch nicht erschöpft. Denn nicht einmal das, was auf der Bühne herumkreist, bleibt konstant. Eine perfekte Umbauglogistik präsentiert bisweilen nach einer 360°-Drehung ein ganz anderes Sammelsurium an Versatzstücken als fünf Minuten zuvor gesehen, besonders im dritten Akt. Zweimal rollen sich Transparente aus: "Worte, Zeichen, Male" und "Die Bilder bleiben".

Die visuelle Sphäre arbeitet ebenso vielschichtig wie der orchestrale Subtext. Den instrumental Gruppen im Orchester vergleichbar, markieren die diversen Projektionsebenen gleichsam die Notensysteme der visuellen Partitur. Robert Wilson, dem wir die radikalsten szenischen Versuche der "Trennung der Elemente" verdanken, unterschied zwischen *visual book* und *audio book*, für ihre jeweilige Eigendynamik plädierend. Besser könnte man, was hier passiert, nicht charakterisieren. Bayreuth, das etwa mit Chéreaus 'Jahrhundert-Ring' den Weg dafür bereitet hatte, die Prinzipien des Regietheaters auf der Opernbühne zu etablieren, öffnet sich der szenischen Postmoderne.

Das Regietheater, das sich über hundert Jahre im Zeichen der Integration der Künste entwickelt hatte, organisiert sein polyphones Ausdrucksmaterial zuerst mit Blick auf die Figur. Sein Gravitationszentrum bildet die multidimensionale Auskleidung der Rolle, nach der sich – wie Eisenfeilspäne zu einem Magneten – die disparaten Dimensionen des szenischen Integrals ausrichten. Schon Wagner vertrat – übrigens eines der Kernkonzepte des Gesamtkunstwerks – den "Darsteller" als *tertium comparationis* von Musik, Wort und Bild. In ihm vereinigen sich "die Schwesterkünste zu gemeinsamer Wirksamkeit". Indem aber – in der Kiellinie Wilsons – *visual book* und *audio book* aus der Klammer der Korrespondenzen entlassen werden, depotenziert (und materialisiert) die entfesselte Bühne den alten Gott der Figur. Licht und Musik zeichnen nicht weiter seinen emotionalen Zustand; der Raum verdinglicht nicht mehr seine Innenwelt; das Kostüm unterspielt soziale Signifikanz. Die Entbindung der szenischen Signifikanten öffnet den "subjektiven Raum", zielend auf individuelle Rekombination im Akt des Schauens. Der theatrale Blick führt nunmehr Regie. Sinn wird nicht vermittelt, sondern (vielleicht) ermöglicht.

Bei Schlingensiefel huschen bizarre Gestalten durch das visuelle Gewitter. Nur die Singenden agieren wiedererkennbar. Robert Holls

Gurnemann vermittelt, roter Rauschebart, Flokatimantel, den ironischen Inbegriff des Wagner-Germanen. Parsifal (Alfons Eberz) schleicht langhaarig und blond in einem bodenlangen weißen Nachthemd herum und verdoppelt sich bisweilen. Evelyn Herlitzius' (stimmlich exzellente!) Kundry trägt ein grünes Batik-Kostüm und hat sich offenbar aus der *Zauberflöte* auf die Gralsburg verirrt. Bisweilen verdreifacht sie sich. Eine ihrer Inkarnationen gibt eine Liliputanerin. Ihren zweiten Auftritt im ersten Akt (in dem sie über Parsifals Herkunft aufklärt) absolviert sie in einem silbernen, mondänen Abendkleid. Amfortas (Alexander Marco-Buhrmester) trägt keine Wunde am Leib, sondern einen weißen Anzug. Manchmal schleppen sie ein mannsgroßes Symbol des Friedens und der Fruchtbarkeit durch die Gegend, einen Stoffhasen. Dürer, Beuys und das Osterfest spielen also auch mit. Grundsätzlich gilt: Die Personage hat es durchaus schwer, sich gegenüber dem rasenden *visual book* zu behaupten. Keineswegs richtet sich die Bühne nach den Akteuren. Beständig arbeiten sie gegen die Drehbühne an, um im Vordergrund zu bleiben. Ich gehe viel und wähne mich nicht weit. Das *visual book* liegt mit dem *audio book* im beständigen Kampf. Die Bilder *interferieren* mit der Partitur, sie *korrespondieren* nicht.

Schlingensiefel brach in der ersten halben Stunde den Überforderungsrekord, den in meinem Fall bislang *Death, Destruction and Detroit II* (Wilson, Schaubühne, 1987) gehalten hatte. Ich wollte aufgeben, als mir – etwa zeitgleich mit Parsifals Auftauchen – eine Idee kam. Dass es hier nicht um *konventionelle* Rollenrepräsentation ging, war klar. Was aber, wenn ich es mit einem Figurenbezug in einem anderen, nicht mimetischen Sinn probieren würde? Was, wenn ich die Szene nicht als je psychologische oder soziologische Metapher von Figurenbefindlichkeiten lesen würde, sondern als Spiegel – ihrer Wahrnehmungen? Wäre es möglich, die szenische Sinnirritation selbst figural zu verrechnen, vielleicht – mit der Titelfigur?

Parsifal, ein Kind des höchsten Adels, wächst in der Wildnis auf, unzivilisiert, am Rande des Sprechens. Die Mutter will ihn vor der Zivilisation, dem mörderischen Rittertum, schützen. Klar, dass den Mann, der ein Kind ist, die ersten Ritter, die im Wald auftauchen, aus der mütterlichen Höhle fortlocken. Parsifal geht auf die Suche, treibt sich herum und schießt einen großen Vogel ab. Es ist sein ganzer Stolz, Vögel im Flug zu treffen. Seltsame Gestalten nehmen

ihn fest. Ein alter Rauschbart verhört ihn, Fragen über Fragen, wo bislang nur Selbstverständlichkeiten waren ("Ich weiß es nicht"). Das Vogelschießen soll angeblich ein Schwerverbrechen sein, doch was ist das: Schuld? Eine glitzernde Fee berichtet, dass seine Mutter aus Schmerz über seine Weltfahrt gestorben sei. Der um sein Leben fürchtende 'Tor' wird in einen emotionalen Abgrund gestoßen, um kurz darauf einer der seltsamsten Zeremonien der Operngeschichte beizuwohnen. Irgendwo tobt und schreit ein Wahnsinniger herum, der alte Rauschbart glotzt ihn andauernd erwartungsvoll an. Es gibt ungeheuer viele Ritter, die alle gleichzeitig dasselbe schreien. Lauter unbekannte Wörter: Gral, Erlösung, Gnade. Was ist das für eine Sprache? Alles flackert, rast, taumelt. Der Urmensch sehnt sich verzweifelt in seinen Wald zurück, wähnt sich in einem Albtraum, die Welt entgleitet ihm.

Die Inszenierung repräsentiert im ersten Akt nicht eine Handlung, sondern intendiert die Erfahrung nachhaltiger Desorientierung. Mit Blick auf die Bühne erleben die Zuschauer, was Parsifal gegenüber der Gralswelt erlebt: Orientierungsverlust, Überforderung, Schwindel. Parsifal sehnt sich in den Wald, die Zuschauer nach Wolfgang Wagner. Parsifal versagt. Auch die Zuschauer, die sich in der Pause die szenischen Zumutungen lauthals schimpfend vom Halse reden, stellen vielleicht die richtige Frage nicht. Für Parsifal wie für die Zuschauer verschließen sich damit beeindruckende Bilder: Amfortas selbst erscheint ohne Wunde. Stellvertretend windet sich in einem gemauerten Kreis eine überaus dicke, fast nackte Frau – wie am Speiß. Amfortas wurde einst von Kundry verführt, verlor dadurch den "heiligen Speer" an den Widersacher Klingsor, der ihn damit furchtbar verletzte. Eine Wunde des Geschlechts, zugleich eine tiefe Verwundung des Gewissens – der Gralskönig ist auf Entsagung geeicht. Bei Schlingensiefel wird das Weibliche selbst zum Problem. Die sich windende Frau gleicht jener berühmten Urmutterstele, dem steinzeitlichen "Mama-Monument": der Venus von Willendorf, die als älteste Darstellung der Frau und ihrer Fruchtbarkeit gehandelt wird. Im Vorfeld der Wandlung fahren sie eine kopflose liegende Statue herein, wie um diese Assoziation zu beglaubigen. Das Weibliche selbst ist die Wunde dieses Mannes und dieser Männer; der ungeheueren Schmerz liegt in der Trennung. Im Anblick der gefolterten Urfrau steigert sich Amfortas' Klage-Gesang zum orchestralen Schrei.

Doch was ist der Gral? Was sehen wir? Im Augenblick seiner 'Enthüllung' wird ein Hasenstall mit einem lebenden Hasen hereingefahren. Aus der Mitte der Bühne erblüht das schon bekannte magische Mandala. Den Platz der dicken Frau nimmt mittlerweile das steinerne Mama-Monument ein. "Nehmet hin meinen Leib ..." Es gibt nicht das bekannte leuchtende Gefäß. Das einzige Gefäß markiert der (blutgefüllte) Schoß der steinernen Statue. Die Ritter tauchen ihre Hände ein und bedrücken dann Parsifals unschuldiges Nachthemd mit roten Malen. Eine christliche Zeremonie ist das gewiss nicht. Und war es auch nie bei Wagner!

Was sieht Parsifal? In völlig unklaren Bildern macht die Inszenierung auf geradezu stupende Weise klar, warum der junge Wilde die erlösende Frage nach Amfortas' Leiden *n i c h t* stellen kann: Im absolut Fraglichen verstummt jede Frage. Dem Urmenschen ist das vorgeführte Ritual ein undurchdringliches Rätsel. Genau dies vermittelt die Bühne der Mehrheit des Publikums durch visuelle und symbolische Überdetermination. Jedermann sein eigener Parsifal. Schlingensiefel inszeniert kein szenisches Abbild, sondern baut – als gelernter Performer – die Plattform für eine besondere Zuschauer-Erfahrung, die sich ihrerseits präzise an die Kernsituation des Erzählten zurückbinden lässt. Vordergründig verspielt im Wirbel interferierender Fragmente, refiguriert sich das Chaos als Parsifals Blick.

2. Leben

Der Rückschluss von der Irritation des 'Toren' auf diejenige der Zuschauer ist dramaturgisch nur im ersten Akt sinnvoll. Denn im zweiten Akt wird der Titelheld durch "Mitleid wissend". Amfortas' Leiden wird für ihn greifbar. In einem magischen Moment wird Parsifal erwachsen. Wo sich ihm die Welt öffnet, muss sich dem Publikum der Zugang zur Inszenierung erschließen. In der Tat: Das *visual book* beruhigt sich. Der zweite Akt landet fast schon im Vertrauten, und das heißt: in der mittlerweile auch in Bayreuth akzeptierten Welt des Regietheaters. Der Weg geht von interferierenden zu korrespondierenden Bildern (zurück).

Zentrale Inspiration von Klingsors Zauberwelt ist der Abenteuer-spielplatz. Ein paar ziemlich unbehauene Hütten stehen herum. Eine wirkt wie eine Mischung aus Kirche und Moschee, gipfelnd in einem

minarettartigen Aufsatz. Ein roh aus Latten zusammengeagelter Turm überragt das Gewimmel. Darüber leuchten drei Monde, auf denen man hasenartige Gebilde erkennen kann. Eindrucksvoller Höhepunkt dieser Inspiration: Der Zauberer rutscht von Turm zu Hütte – an einer Hängeseilbahn! Klingsor (John Wegner) agiert hier als Voodoopriester, ein prachtvoller Schwarzer, nur mit einer Badehose bekleidet, ein männliches Raubtier. Dass er sich – um in die Gralsbruderschaft aufgenommen zu werden – einst kastrierte, wird aus guten Gründen ausgespart! Klingsor regiert ein Reich, das (logischerweise) ebenfalls mit Insignien des Militärischen versehen ist. Auch hier gibt es Zäune und Stacheldraht. Doch die Insignien des Krieges stehen nicht im Vordergrund wie auf der Gralsburg. In den üppigen Kostümen der Blumenmädchen kreuzen sich karibische und afrikanische Ströme. Sie feiern mit Parsifal ein kindlich ausgelassenes Fest, bei dem weder Ritter getötet noch Mädchen frustriert werden. Auch Klingsor feiert mit, nachdem er eingangs, ausgestattet mit einem gewaltigen dreieindigen Geweih, Kundry zum Frondienst erweckt hatte (übrigens in Gestalt einer Mumie). Im Zaubergarten tobt das Leben. Wer eine gewisse Sympathie der Inszenierung für diesen Spielplatz der Lüste empfindet, wird sich kaum täuschen – und über den plötzlichen Einbruch der Gralswelt, Stichwort 'Erlösung', umso tiefer – erschrecken.

Die Geschichte ist bekannt: Klingsor erkennt die Gefahr, die von Parsifal ausgeht und plant, ihn zu fällen, nach dem Muster des Amfortas, also durch Sex. Die Reize der Lustmädchen versagen, so muss die ultimative Waffe eingesetzt werden: Kundry in ihrer Zweitrolle als Urbild der *femme fatale*. Es gelingt ihr durchaus, unterstützt von einem hoch erotisierenden Orchester, das Interesse des Jungen zu wecken. Man meint, eine Psychoanalytikerin bei der Arbeit zu beobachten. Parsifals Erweckung zum Geschlechtlichen wird – Ödipus *avant* Freud – über die Erinnerung an Mutter und Kindheit auf den Weg gebracht. Den vermeintlichen Erfolg garantiert ein Kuss, der jedoch nicht ins Bett führt, sondern in die Erkenntnis. Wie gesagt: Der vormalige Tor wird "durch Mitleid wissend", vermeint, Amfortas' Wunde zu spüren und durchschaut (vorbildlich für die Zuschauer?) den ersten Akt. Mühelos wimmelt er Kundrys verzweifeltes Begehren ab, das sich in Frustration und Schmerz, zuletzt in Hass steigert. Sie ruft Klingsor zu Hilfe. *En passant* entwendet Parsifal dem Zauberer den Speer, der aussieht wie der Hirtenstab eines Bischofs. Nicht Klingsors Spielplatz bricht endlich zusammen, son-

dem Kundry, der Parsifal den Krummstab mit roher Gewalt in den Unterleib stößt – ein an die Unerträglichkeitsgrenze reichendes Bild für den Abfall von Frau, Natur, Eros: die Verklärung der Décadence im Zeichen der Erlösung. Das Bild der gefolterten Urmutter aus dem ersten Akt löst sich ein. Der Krieg ist zurück, der Krieg gegen das Leben. Die Grausamkeit regiert hier nicht im Zeichen Klingsors, sondern Titurels.

Zu Beginn der zweiten Pause zeigt sich auch das Festspielpublikum versöhnt. Die visuell beruhigte Bühne, die Zurücknahme der Projektionen, der Voodoopark als plausible Einrückung einer Zaubervwelt in uns zugängliche Bilder des Magischen, selbst die Verstümmelung Kundrys bieten keine gravierenden Probleme. Man darf sich wieder zu Hause wöhnen, zu Hause im Regietheater – auch wenn der Akt eine Art Ehrenrettung Klingsors betreibt. Solche Verschiebungen kennen wir von Chéreau, von Kupfer, von Flimm. Das *visual book* illustriert das *audio book*, die Bühne als deutende Metapher der Partitur. Man wandelt halbwegs zufrieden um den Tempel.

3. Tod

Eigentlich ist auch der dritte Akt nicht so schlimm für die Zuschauer. Inzwischen hat man sich an die sparsamer eingesetzten Projektionen, die Drehungen der changierenden Wimmelbühne gewöhnt. Dass Parsifal doppelt beim gealterten Gurnemanz auftaucht, dass die ebenfalls multiplizierte Kundry zwischendurch mit Amfortas kuschelt, der eine halbe Stunde zu früh auftritt, ja selbst das Unterspielen des Karfreitagszaubers (ein paar grüne Lichtkleckse, geworfen auf eine überdimensionale Staffelei) verwundert eigentlich niemanden mehr. Mit dem übergroßen Stoffhasen, den sie immer noch herumschleppen, ist man inzwischen ebenso vertraut wie mit den Großprojektionen irdischer Lebensformen. Neben der Repräsentanz der Biosphäre überrascht Kundrys Islamisierung (offenbar eine Innovation des dritten Jahres). Als 'schwarze Witwe' eingekleidet, entspricht sie dem Stereotyp der muslimischen Kämpferin – ohne indes das geringste Zeichen von Aggressivität zu vermitteln ("dienen"). Arabische Schriftzeichen wandern über die Screens (dem Vernehmen nach übersetzte Hölderlinzitate aus *Hyperion*). Schon bei Wolfram von Eschenbach fungierte der Gral, dessen Geschichte als "heiliger Stein" in den nahen Osten zurückgeführt wird, tendenziell als

Medium der Versöhnung von Okzident und Orient, von Christentum und Islam – in der Zeit der Kreuzzüge! Die hier vorgeführte Islamisierung ist mithin zugleich Aktualisierung wie Historisierung. Wie im mittelalterlichen Versroman geht es um Wiederbegegnung, Freundschaft, Frieden.

Auch Parsifal und Kundry umarmen sich zärtlich. Und alle waschen sich gegenseitig die Füße. Irgendwann senkt sich aus dem Himmel ein übermannsgroßes Gebilde herab, das nichts, aber auch gar nichts, was ich in meinem Leben bislang gesehen habe, ähnlich sieht. Ich habe kein Wort dafür: eine Säule, aus der bogenförmige Auswüchse herauswachsen. Sie sieht weich und angenehm aus. Noch ein Gral? Über den Hintergrundscreen ziehen Bilder eines armseligen Dorfes. Ein gewaltig vergrößerter Wurm, der sich in einer Flüssigkeit windet, füllt zeitweilig den Bühnenrahmen. Durchaus im Gegensatz zu Wagners Drehbuch taucht zwischendurch auch noch Klingsor auf und versucht (eher spielerisch) den Speer zurückzuklauen. Als Parsifal und Gurnemanz die Gralsburg betreten, statet die Projektion die gesamte Bühne mit prachtvollen Robben aus. Doch die dem finalen Erlösungspathos entgegen fiebernde, suggestive Musik, Höhepunkt Wagnerscher Verführungs- und Überwältigungskünste, übertost die *ego trips* des *visual book* mehr und mehr. Ein enormer Chor marschiert ein; erst beim Applaus, mithin im Licht, wird deutlich, dass jeder eine andere Uniform trägt; die ganze Menschheitsgeschichte scheint militärisch zugegen und singt mit beeindruckendem Wohlklang. Alles könnte gut werden: der neue König, Erlösung, Applaus. Doch die letzten Minuten der Aufführung versetzten einen nicht kleinen Teil des Publikums in äußerste Wut. Nach dem Fallen des Vorhangs, bevor noch die wunderbaren Sängerdarsteller, das herrliche Orchester im Beifallssturm baden dürfen, ereignet sich ein Ausfall von Hass, wie ich ihn in vielen Theaterjahren noch nicht erlebt habe. Gebuht wurde nach dem verwirrenden ersten Akt nicht, nach dem Voodooland schmeckte der Sekt. Was also reizt zum Gebrüll?

Wieder, wie schon in der Parallelstelle im ersten Akt, übermalt ein bühnenfüllender Film die Wanderung Parsifals und der seinen vom Feld in die Burg. Der Film zeigt einen teuflisch gehörnten und behuften Klingsor in übergroßer Schönheit in der Mitte einer Gruppe von Gralsrittern, die ihm huldigen. Über den Köpfen der Zuschauer wachsen Fragezeichen in die Luft. Im Burgsaal, der diskret eine (Stierkampf-)Arena andeutet, wird zunächst programmgemäß Am-

fortas erlöst. Immer noch scheint alles gut. Auch den Tod Kundry hat der 'Meister' ja vorgesehen. Allerdings nicht, dass Parsifal sie mit dem Speer tötet. Überaus ungewöhnlich wirkt eher die Tatsache, dass Parsifal auch noch Amfortas entleibt. Und dann auch noch sich selbst in den Speer stürzt. Wobei der unsichtbare Chor "Erlösung dem Erlöser" raunt. Was wiederum das Zeichen für den herum-schwirrenden Klingsor ist, die Macht, den Speer, an sich zu nehmen. Das hatte der Film vorausgesagt. Der Böse gewinnt. Oder vielleicht doch der Gute, siehe Akt zwei?

Während das Orchester zum Nachspiel ansetzt, gleitet die Leinwand über die Bühne und zeigt einen liegenden Hasen, schwarz-weiß, ein leicht flackerndes Bild. Das Publikum ringt noch mit dem Schock von Klingsors Sieg und wird dann mit einem wenig erfreulichen Bild konfrontiert. Der Hase ist tot. Und während sich das Orchester versöhnungswütig aushaucht, bricht sein Balg auf; Maden winden sich heraus und fressen die Tierleiche im Zeitraffer auf, ein wuselnder organischer Haufen bleibt übrig. Leben wird aus Tod geboren. Auch eine Auferstehung. Zu den letzten Takten fährt die Leinwand des Schreckens noch einmal hoch, gibt – zum ersten Mal an diesem Abend – eine enorme, nur diskret ausgeleuchtete Raumtiefe frei, eine Dreiergruppe, Parsifal, Amfortas und Kundry, wandelt nach hinten, in ein weißes Licht hinein. Nicht der verwesende Hase beschließt also die Inszenierung, sondern das Bild einer Nahtoderfahrung: eine *Reise ins Licht*. Was viele meiner Sitznachbarn offenbar völlig übersehen. Mit dem letzten Ton bricht der Sturm der Empörung los. Dem Hörensagen nach reckte Schlingensief dem tobenden Publikum bei der Wiederaufnahme die Faust entgegen, lächelnd. Die negativen Reaktionen scheinen sich übrigens verstärkt zu haben; das Premierenpublikum blieb vor zwei Jahren angeblich gelassener.

Was passiert hier? Ich gebe zu, dass mich der tote Hase zunächst auch nicht begeistert hat, noch weniger die aggressive Reaktion der Zuschauer. Goschs Düsseldorfer *Macbeth*-Orgie wirkt gegen dieses ‚Erlösungs‘-Bild wie ein sanftes Krippenspiel. Fast hat es den Anschein, als stürze sich die Szene in den eigenen Speer. Die Möglichkeit einer banalen Bürgerschreck-Aktion, einer dummdreisten Provokation scheidet im Angesicht des Ernstes, des extremen Aufwandes, des künstlerischen Wollens dieser Inszenierung aus. Was passiert hier?

Schlingensief übermalt Wagners Schluss in drei Punkten. Die erste Änderung ist nichts anderes als eine Vertiefung im Geiste von Novalis' "Hymnen an die Nacht", im Geiste von Tristan und Isolde Todesverklärung und im Geiste von Schopenhauers Philosophie des Willens, die bekanntlich Entsagung und Tod als einzige Chance begriff, dem furchtbaren Mahlwerk des Lebens zu entkommen. Das unendlich umstrittene letzte (Rätsel-)Wort des Werkes, "Erlösung dem Erlöser", vor dem noch jede Inszenierung, die ich bislang gesehen habe, versagte, erfährt eine genial einfache Deutung: Der Tod ist der Erlöser. Nicht Amfortas ist hier zuletzt (O-Ton Wagner) "der Tristan des dritten Aktes mit einer undenklichen Steigerung", sondern Parsifal. Und im Gegensatz zu Tristan, der Isolde im zweiten Akt schlicht (im Leben) zurücklässt, als er sich selbstsüchtig ins Schwert stürzt, ,erlöst' Parsifal diejenigen, die er liebt, gleich mit. Der Tod ist der Erlöser. Dieser Hymnus an die Nacht, diese im Kern romantische Wendung, hat gewiss kein Buh verdient und wohl auch nicht motiviert. Die Wagnerianer kennen ihren *Tristan*.

Die zweite Änderung betrifft den pantomimisch angedeuteten und filmisch vorgeführten Sieg Klingsors. Schlägt man bei Wolfram von Eschenbach (und auch im *Lohengrin*) nach, was eigentlich die Aufgabe des Gralsordens ist, erhält man folgende Antwort: Es handelt sich um eine mit robustem Mandat versehene Elitetruppe, geschaffen, um auf göttliche Weisung hin Frieden zu schaffen unter den Menschen. Der Gralsorden ist der Vorläufer der Vereinten Nationen oder, mit Blick auf Hollywood formuliert, ein früher Verbund von Jedi-Rittern. Der Gralskönig fungiert als universeller Konfliktlöser und Friedensbewahrer. Schlingensiefs Schlusswendung erzählt mit Blick auf Klingsor über das Scheitern dieses Projekts. Den Zuschauern wird nicht gestattet, sich im falschen Schein einer vorgeblichen Wiederermächtigung der Gralsritterschaft (dies wäre die politische Konsequenz von Amfortas' Erlösung) aus der Geschichte hinwegzuträumen. Denn die Geschichte ist eine Geschichte von blutigen Kämpfen. Bis heute. Der Traum vom Gral, dem göttlichen Medium der Versöhnung, entstand, als 'christliche' Ritterheere mordend und sengend in den Orient einfielen. Der Gral hat schon damals versagt, der Gral hat immer versagt. Die Welt ist ein Militärlager. Die großen Religionen liegen im Krieg. Der Krieg hat gewonnen. Aus der Traum. Hier wären vereinzelte Buhs verständlich. Die Realität kann gefälligst bis zu den Nachrichten warten.

Erst Änderung drei, der verfaulende Hase, erzeugt die hasserfüllten Reaktionen. Vordergründig liefert das Bild der Verwesung zu der erlösungsselig sich ausjauchzenden Sieges-Musik den radikalen Kontrapunkt. Das *visual book* konterkariert das *audio book*. Der finale musikalische Rausch verführt dazu, den Verstand in Tiefschlaf zu schicken und die krude, lebens- und liebesfeindliche Geschichte am Schluss noch zu akzeptieren. Der faulende Hase reißt uns endgültig aus unseren Träumen. Er setzt gegen die falsche Weihe einen echten Ekel. Er verbaut die Berauschung. Er sucht die Vernunft unter der Decke der Töne. Wir sollen nicht einen halben Meter über dem Sitz schweben, während uns pseudoheilige Schauer über den Rücken rieseln, weil der Überwinder des Körpers und der Liebe König wird. Der Hase verweigert die akustische Verklärung jener *Décadence*, jenen ungeheuerlichen Abfall vom Leben, den Wagners mit christlichen Formen nur übertünchte Schopenhauer-Verklärung in Szene setzt. Das Publikum reagiert darauf wie ein Kind, dem man sein Lieblingsspielzeug wegnimmt, das *happy end*, den Schauer, die Ersatzkirche. Der Schluss der Inszenierung findet maßgeblich im Zuschauerraum statt, zeigt in der rasenden Ablehnung der szenischen Gegenanästhesie die ungeheuerliche und blinde Sehnsucht nach Träumen von Versöhnung und Erlösung, die Sehnsucht nach der „Droge Parsifal“ (Schleef). Das Publikum schreit verzweifelt nach Hollywood (das Wagner in der Tat unendlich viel verdankt).

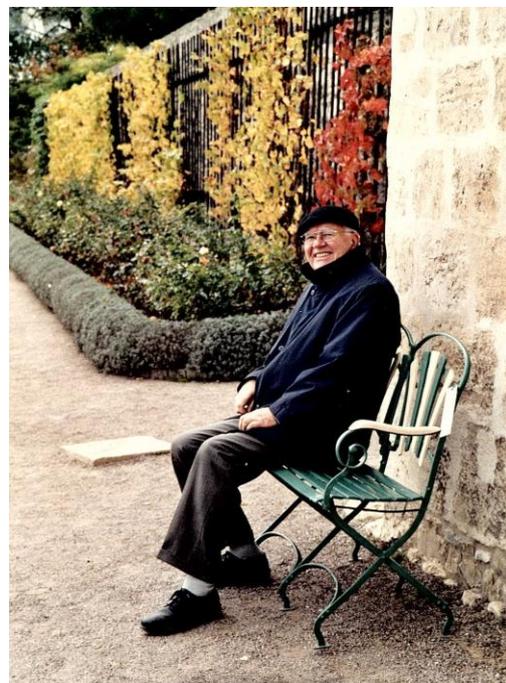
Dieser *Parsifal* tut den Zuschauern am Schluss gewiss keinen Gefallen, und sich selbst vielleicht noch minder. Der verwesende Hase steht sich selbst im Weg. Hasen durchhoppeln die ganze Inszenierung, tauchen auf den Leinwänden auf und als Stoffpuppen. Hasen symbolisieren etwas Naives, Gutes, Friedliches und damit auch den waldläufigen Parsifal selbst; in der „Wandlung“ des ersten Aktes wird der Hase zu einem Zeichen des Grals. Der verfaulende Hase verweist also erstens auf Parsifals Ende und zweitens – im Konzert mit Klingsors Sieg – auf das Ende des Traums vom Gral. Das wimmelnde Leben, das sich aus dem Kadaver herausarbeitet, liefert darüber hinaus ein deutliches Zeichen für die Unzerstörbarkeit des Lebens. Doch der kalkulierte Ekel des Bildes überdröhnt die *Reise ins Licht*, der Schock die raffinierte symbolische Konstruktion. In Ekel und Wut verschenkt die hoch differenzierte Inszenierung viel von ihrem außergewöhnlichen ästhetischen Gewinn, insbesondere den kritisch-romantischen Schluss, der die *Parsifal*-Interpretation

auch jenseits der Bühne inspirieren wird. Der Schlag gegen den musikalischen Mystizismus trifft zugleich das subtile Spiel um die Dialektik des Todes. Dies ist ein asketischer Akt. Darin liegt durchaus künstlerische Größe. Schlingensiefel ist ein Moralist.

Veröffentlicht in: *Forum Modernes Theater*. 2/2006

Und wohin fahren wir beim nächsten Mal?

Mit Paul Gerhard Klussmann auf Lebensreise



*In Goethes Refugium:
Garten der Dornburger Schlösser*

Der erste Job des Chefs, den ich beinahe vermasselte habe, war ein Projektantrag für eine Exkursion nach Frankfurt an der Oder im Frühjahr 1992. Es war allerdings auch eilig: Christi Himmelfahrt wollten wir in aller Frühe aufbrechen und der Antrag sollte am Mittwoch noch raus ... Tja, das wäre alles schön und gut, was ich da aufgeschrieben hätte, aber so ginge das wohl doch nicht. „Na, setzen Sie sich noch mal an den Computer. Ich diktiere Ihnen ein paar Ergänzungen.“ Uff, kurz vor 18 Uhr war es geschafft. „Den bringe ich noch schnell zur Post und dann können wir ja packen.“ Natürlich wurde der Antrag genehmigt, sogar samt Tagegeldern, und die Exkursion wurde mein erstes großes Erlebnis



mit dem „Chef“, wie wir „Kinder“ ihn von Andrea Jäger gelernt hatten zu titulieren. Wir erlebten die ganze Schlaglöcher-Pracht einer für den normalen Verkehr nicht zugelassenen („Aber wir sind doch kein normaler Verkehr!“) Forststraße in Ostbrandenburg ebenso kennen wie die herrliche Landschaft des Oderbruchs. Herr Klussmann kletterte so lange und begeistert in den Dünen herum, bis die Kollegen Professoren energisch auf die Hupe drückten. Die Kunst, die Freude des Augenblicks zu leben und zu feiern, hatte mich damals fast verstört. Seit langem aber bewundere ich sie zutiefst.

Dieser ersten gemeinsamen Reise folgten ungezählte weitere, dienstlich veranlasst zumeist, aber nie Dienstreisen in dem unschönen Sinne einer Pflichtübung. Immer waren es Reisen voller Freude und Vergnügen, Entdeckungen und Abenteuer, trotz aller (vor allem von mir ängstlich betriebener) Planung und Vorbereitung. Alle Strapazen hat Herr Klussmann meist nicht nur ganz fröhlich und gelassen mitgetragen, sondern ihnen immer wieder als Protagonist getrotzt und uns allen Kraft gespendet. In Leipzig bereitete uns die dortige Mannschaft um Professor Schulz ein spannendes Mammutprogramm der Besichtigungen und Vorträge, das irgendwann in der BStU-Außenstelle und im Stasi-Gefängnis endete. Wir alle waren kaum noch aufnahmefähig, aber Herrn Klussmann sehen wir (oben links) heiter und nur ein ganz klein wenig erschöpft vor den Pforten der

berühmten Runden Ecke. In der Sommerhitze von 2003 sind wir bei 40 Grad durch Stuttgart geschlichen, bis im Hegelhaus Erquickung bereitet wurde: Der Waschraum mit frischem, kühlen Wasser war der wichtigste, wenigstens am längsten besuchte Ort des Museums, jenseits aller Träume von Deutschem Idealismus und der Phänomenologie des Geistes. Oder die schreckliche Kälte in Nishnij Novgorod im Mai 2001, wo die Kirschblüten an den Zweigen erfroren und der Chef stramm marschierend wieder einmal alle ermunterte.



Oder der Waldspaziergang auf den Spuren von Gert Neumann vom Bahnhof zum Kloster Chorin, wo uns erst ein Probefläschchen aus der Parfümerie vor den nach einem Regenschauer geradezu verrückt gewordenen Stechmücken rettete. Oder im viel umjubelten „Hermannsburg“, wie Herr Klussmann Sibiu/Hermannsstadt bei einer feucht-fröhlichen Kollegfeier umgetauft hatte, was zum Running gag wurde: „Natürlich, Frank, müssen wir für Delia und Laura Blumen besorgen!“ Wir zwei Helden also – trotz inständiger Warnung der Einheimischen – auf den wilden Blumenmarkt, sogleich umringt von

zwei Dutzend rumänischer Blumenverkäuferinnen, die sich geradezu darum balgten, uns ihre Rosenbüsche anzudrehen. Wir waren bestimmt die einzigen Kunden des ganzen Tages. Ein Abenteuer, das man nie vergisst. Meine Ängstlichkeit, gleich hätten wir ein



Messer zwischen den Rippen, lachte er einfach weg: „Na, ist doch gut gegangen. Und schauen Sie nur, die herrlichen Rosen!“

Unvergessene Marksteine sind neben den vielen Fahrten mit dem Promotionskolleg (siehe die Bilder aus Lüttich und Berlin links) die regelmäßigen Heidelberg-Fahrten mit dem Modell Bochum, mit den nächtlichen Diskussionen über Hölderlin und Uhland, den ich immer gegen den Vorwurf der Banalität verteidigen musste, mit den schönen Besuchen in Marbach und Knittlingen, den oft mühseligen

Winterwanderungen hinauf zum Schloss, wo Paul Gerhard Klussmann die ätherischen russischen Damen mit Höhenangst vorm Sturz in die Tiefe rettete oder aber ihnen den Schal leihen musste, da sie im heiteren Neckarland keinen sibirischen Frost erwartet hatten. Und wie glatt waren oft die Straßen in diesen Februarwochen! Der Chef immer vorne weg, ebenso wie bei so vielen Fahrten mit den russischen Gästen (z. B. in Bonn, siehe rechts).

Aber was waren all diese Eindrücke gegen die menschlichen Begegnungen: mit Professor Helmuth Kiesel, dem treuen, regelmäßigen Gastgeber, mit Professor Borchmeyer, der uns im Palais Boissérée empfing, mit dem faustisch-kautzigen Dr. habil. Günther Mahal in Knittlingen, schließlich gar mit dem 99jährigen Hans-Georg Gadamer: „Klussmann? Ja, sicher, ich kenne Sie doch. Stefan George. Habe ich nicht neulich etwas über Ihre Tagung in der Neuen Zürcher Zeitung gelesen?“ Silke Flegel und ich durften dem großen Philosophen den Stuhl bereitstellen, der zur denkwürdigen Versöhnung von Albrecht Schöne und Dieter Borchmeyer gekommen war. Herrn



Klussmann, auch damals schon längst würdiger Emeritus in den Siebzigern, neben Gadamer als den „jungen Mann“ zu erleben, war ein besonderes Erlebnis.

Das ist sicher die wichtigste Erfahrung gewesen, die nachhaltigste Lektion auf diesen Lebensreisen mit Paul Gerhard Klussmann: dass es auf das Humane ankommt – Land und *Leute* kennen zu lernen, das war so viel mehr als noch ein Museum oder ein Archiv oder eine andere Sehenswürdigkeit, die ich anfangs in unsere Programme hineinstopfen wollte. Mit Gelassenheit schob der Chef solche Ideen zur Seite und eröffnete uns Freiräume – zum Nachdenken, zum Gespräch, zum Er-Leben, zur Menschlichkeit als Maß aller Dinge. „The proper study of mankind is man“. Herr Klussmann lebt diese Devise von Alexander Pope vor, und das Reisen im Sinne einer ständigen Bereitschaft zur Begegnung und zum Dialog waren sicher nicht nur für mich Trainingsprogramme einer durchgreifenden Humanisierung, einer Ermutigung zum Wagnis, sich auf Menschen einzulassen.

Gewiss, wir haben auch unendlich viel gesehen auf diesen Reisen, mit Neugier und durchaus manche Umwege nicht scheuend, etwa in Weißenfels auf der Suche nach dem Novalis-Grabstein oder in Berlin in der Reichstagskuppel (siehe rechts). Ein Augenmensch ist der Chef nämlich auch, der sich von einem Bild, einer Landschaft zur spontanen Entzückung ebenso wie zur präzisen Analyse herausfordern lässt. Interdisziplinarität ist ein viel zu trockenes, akademisches Wort, um diese Fähigkeit des Literaturwissen-



schaftlers zu charakterisieren, Bilder, Architektur, Natur, kurz: das Visuelle, zu öffnen für ein nicht glotzendes, sondern schauendes Verständnis. Und mit gleicher Kraft gilt das ebenso für die Musik, vielleicht sogar die intimste der Künste, die er beherrscht. Schon in den ersten Vorlesungsstunden meines Lebens, in der wunderbaren Vorlesung Paul Gerhard Klussmanns über die „Lyrik der Biedermeierzeit“, anno 1981, habe ich wohl etwas geahnt von seiner Kraft der Synthetisierung von Kunst, Musik, Dichtung: Kerstings Fensterbilder, Fischer-Diskaus Interpretationen der „Winterreise“, Rückerts „Kindertodtenlieder“, aber auch die Enzyklopädie von Ersch-Gruber, Friedrich Lists Eisenbahnpläne, die Fabriken der Frühindustrialisierung – all das und noch so viel mehr beschwört er herauf, mit Worten, mit Bildern, die damals noch kompliziert genug mit einem Epidiaskop auf die Leinwand geworfen wurden, mit sorgfältig ausgewählten Schubert-Interpretationen vom Tonband. Ja, auch vor Internet, Beamer und Laptop konnte man leben und etwas „veranschaulichen“. Und dann die letzten fünf Minuten – jetzt musste man aufpassen und bekam in knappen, ausgefeilten Thesen die Quintessenz einer ganzen Vorlesung.

Schon in dieser Zeit ist Herr Klussmann gern und oft mit Studierenden unterwegs gewesen, ich hörte sie wohl in den Vorlesungen und Seminaren, die so herzlich und selbstverständlich formulierten Einladungen zu Fahrten nach Vlotho, Lesungen in Bad Münstereifel, Wochenendtagungen in Godesberg. Dichtergespräche? Diskussionen zu Film und Politik? Literatur und deutsche Teilung? Spannend, aufregend, neuartig – war das nicht mein Ding? Aber ich war im alten Sinne viel zu blöde, um es zu wagen, dabei sein zu wollen. Diese Schüchternheit hat mich um viele schöne Erfahrungen und Begegnungen

gebracht, aber gottlob, ich bekam ab 1991 eine zweite Chance. Und es wurde die Chance meines Lebens.

Lieber, verehrter Herr Klussmann, lieber Chef,

für diese Chance danke ich Ihnen heute wie stets von Herzen. Ihr Jubeltag ist auch für mich ein Jubeltag, denn ich weiß, was ich Ihnen zu verdanken habe, was Sie aus dem etwas weltfremden, ängstlichen und menschenscheuen Frank Hoffmann immerhin gemacht haben, den sie vor 22 Jahren im Handumdrehen in Ihr neues Institut aufnahmen: mit Ermutigung und Impulsen, mit Aufgaben und Aufträgen, wohl kalkuliert, fordernd und fördernd. Ich hoffe, dass dies noch ganze lange so bleibt. Ihnen wünsche ich weiterhin die Kraft zur Güte und zu Ihrer Heiterkeit, die eine Gottesgabe ist, aber doch täglich neu errungen sein will. Ich wünsche Ihnen so gute Gesundheit wie irgend möglich, Freude an all den vielen Dingen, die Sie erkennen, wo andere vorbeisehen, und dass Ihnen die Schönheit der Kunst, der Musik, der Dichtung noch lange das bleibt, was Sie, der Schönheitsfinder, uns halbblinden Suchern so wunderbar zeigen.

Ganz herzlich, Ihr Frank Hoffmann

Und wie würden wir uns freuen, wenn es bald mal wieder heißt ...

Einsteigen zur nächsten Exkursion!



Lieber Herr Klussmann,

erinnern Sie sich noch? Es muss ziemlich genau 30 Jahre her sein, dass ich bei den Recherchen für meine Magisterarbeit an der Universität Wuppertal die Reproduktion eines mysteriösen Manuskripts von Ludwig Tieck benötigte, das der Österreichischen Nationalbibliothek gehört. Die Mitarbeiter der ÖNB waren damals genauso nett wie heute: Sie verwiesen mich darauf, dass in meiner Nähe, nämlich in Bochum, ein Professor, nämlich Sie, bereits einen Mikrofilm dieser kunsthistorischen Tieck-Handschrift besaß. Also machte ich mich auf den Weg zur RUB und besuchte Sie in Ihrer Sprechstunde. Daraus entstand über manche Jahre ein lebhafter Kontakt in Sachen Tieck, über den ich promovierte, wofür die Identifikation jener Wiener Handschrift ein wichtiger Mosaikstein war. Es entstand aber auch eine bleibende Verbindung zur Bochumer Universität, an der ich 1994-95 für ein Jahr eine Professurvertretung innehatte, bevor ich über Bonn als Professor für Komparatistik nach Münster kam, dem Ort Ihres Studiums. Die überaus herzliche erste Aufnahme in Ihrem Büro in GB wie auch in der Hattinger Straße und übrigens auch durch Ihren Kollegen Jörg-Ulrich Fechner haben aber sicherlich dazu beigetragen, dass ich bis heute mit den Bochumer Kolleginnen und Kollegen besonders gerne zusammenarbeite. Heute sind das insbesondere Monika Schmitz-Emans, mit der ich zuletzt im Dezember 2012 in Wien die Tagung „Literaturgeschichte und Bildmedien“ durchgeführt habe, Linda Simonis, Peter Goßens und nicht zuletzt Christiane Dahms. Ich selbst habe vor vier Jahren noch einmal einen Sprung gewagt und den Lehrstuhl für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien übernommen. So bin ich der Österreichischen Nationalbibliothek nähergekommen, ohne den alten Verbindungen und Verbundenheiten verlorenzugehen. Das Foto zeigt mich mit meiner Frau Dr. Eva Hölter im Arkadenhof der Wiener Universität.

Lieber Herr Klussmann, zu Ihrem 90. Geburtstag grüßt Sie herzlich von der Donau Ihr Achim Hölter



Prof. Dr. Achim Hermann Hölter – Vergl. Literaturwissenschaft, Universität Wien



Lieber Herr Professor Klussmann!
Prächtiger Herr Professor Klussmann!

Ihren Namen nenne ich nicht ohne bewundernde Hochachtung, seit 1995 das gemeinsame Forschungsprojekt des Lehrstuhls für Germanistik an der Nationalen Universität Donezk (Ukraine) und des IDF der Ruhr-Universität Bochum in Gang kam. Da war ich von Ihrem immensen Wissen, dem glühenden Eifer bei Ihrer wissenschaftlichen Arbeit, Ihrem Scharfsinn, Ihrer liberalen und eigenständigen Gesinnung und Ihren zahlreichen anderen Vorzügen als Mensch und Wissenschaftler total begeistert und bezaubert. Durch Ihr freundliches, ausgleichendes und durch große Menschlichkeit gekennzeichnetes Wesen waren Sie im Kollegenkreis und bei den Studierenden gleichermaßen beliebt. Besonders eindrucksvoll ist Ihre Bescheidenheit. Das so oft zu beobachtende eitle selbstdarstellerische Gehabe mancher

Wissenschaftler wäre bei Ihnen undenkbar. Wissenschaftliche und menschliche Größe sind nicht immer vereint, in Ihnen sind sie aufs Innigste verbunden.

Die ersten neun Jahrzehnte Ihres Lebens sind abgeschritten. Sie haben aus Ihnen einen Gelehrten gemacht, der auf eine ganz besondere Weise geschätzt, bewundert, verehrt, gemocht wird.

Lieber Herr Professor Klussmann! Prächtiger Herr Professor Klussmann!

Sie haben mir 1995 während meines Forschungsaufenthaltes in Bochum immer treffende Tipps nicht nur zu meinem Forschungsschwerpunkt, welcher mittelhochdeutsche Wortbildung war und ist, sondern auch zu Reisezielen für jedes Wochenende gegeben. Sie haben mir auch manche treffenden Infos zum Alltag in Deutschland beigebracht, zum Beispiel haben Sie mich einmal gefragt, da das Wetter regnerisch war, ob ich

einen Reise-Regenschirm mit habe. Derzeit hatte ich auch zu Hause in der Ukraine nur einen einzigen Schirm, und Ihre Frage überraschte mich. So haben Sie mir implizit den Unterschied zwischen Stock- und Reise-Regenschirmen beigebracht, ein anderes Mal aber - einen vertrauten Umgang mit Studierenden in einer Sprechstunde: Sie gingen von Ihrem Platz am Tisch einem Studierenden entgegen, reichten ihm die Hand, der Studierende drückte Ihre Hand mit den Worten „Hallo, Professor“, was mich total beeindruckt hat. Ich hatte auch Glück, Ihre Seminare zu besuchen und den Glanz Ihrer Rhetorik zu genießen, Sie haben mich durch Ihre intelligente Gesprächsweise, durch die Fülle des Wortschatzes, durch den Reichtum der Anspielungen sowie durch Ihr flirrendes Spiel von Sinn und Hintersinn immer verblüfft.

Lieber Herr Professor Klussmann! Prächtiger Herr Professor Klussmann!

Ich wünsche Ihnen, dass noch eine gute Zeit, eine goldne Zeit vor Ihnen liegen möge. In Gesundheit. In Tat. In Schaffenskraft. In Freundschaft mit den vielen, die Sie mögen.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich

Larissa Jagupova

- - - - -

Prof. Dr. Larissa Jagupova
Nationale Universität Donezk
Lehrstuhl für Germanistik
Universitetska 24
83001 Donezk
Ukraine
Tel.: +38-062-345 72 56
Fax.: +38-062-335 03 98
E-Mail: L_Yagupova@ukr.net

IMPRESSIONEN



Drs. Siebo M. H. Janssen M. A.

Kölner Forum für Internationale Beziehungen und Sicherheitspolitik e. V. (KFIBS)
1. Stv. Vorstandsvorsitzender
siebo.janssen@kfibs.org



Lieber und hochverehrter Herr Professor Klussmann,

viele gute Wünsche und meine herzliche Gratulation zu Ihrem 90.

Geburtstag! Bleiben Sie gesund und so heiter, wie wir Sie alle im Promotionskolleg Ost-West kennengelernt haben. Ich denke gern an die schöne Zeit in Bochum zurück – und komme gern immer wieder in Ihr Institut für Deutschlandforschung.

In diesem Sinne: bis bald und viele liebe Grüße

Ihr Siebo Janssen

Lieber Herr Klussmann,

zum 90. Geburtstag gratuliere ich Ihnen herzlich. Während ich Ihnen auch auf anderem Wege meine Glückwünsche sende, erlaube ich mir, hier einige Seiten meiner Erinnerung an Ihr Wirken öffentlich aufzuschlagen, Erinnerung daran, was für mich persönlich wichtig war, mich, soweit ich sehen kann, beeinflusst oder mir neue Einsichten ermöglicht hat, und was schließlich vor wenigen Jahren in einer konkreten Zusammenarbeit mündete.

Ohne Ihre anderen Arbeiten zur Lyrik oder zur Forschung zur Biedermeierzeit zu vergessen, war es im wesentlichen Ihr beharrlicher und visionär zu nennender Umgang mit der deutschen Teilung im geteilten Europa, ihrer Aufarbeitung, Abarbeitung und der Bearbeitung ihrer Folgen, der mich immer wieder ermutigt hat, ähnliche Ziele anzustreben. Der Untertitel des von Ihnen (gemeinsam mit Heinrich Mohr) herausgegebenen „Jahrbuchs zur Literatur in der DDR“, Bd. 1, nämlich *Literatur im geteilten Deutschland*, zeigte bereits 1980 Ihre Kraft deutlich. In einem germanistischen Umfeld, in dem die deutsche Teilung damals vielfach teils gleichgültig, teils freundlich betrachtet wurde, setzten Sie mit dem Selbstbewusstsein des Wissenschaftlers auf die Stärke der Strukturen langer Dauer in der Geschichte. Sie beharrten zugleich unaufdringlich auf den Selbstbestimmungsrechten für alle zu beharren und darauf, den Eigenwert der Kultur in einem komplizierten politischen Feld zur Geltung zu bringen. Ende 1986, bei meinem ersten Besuch in Moskau, konnte ich zum ersten Mal deutlich wahrnehmen, dass sich die äußere sowjetische Kulturpolitik in Bezug auf das geteilte Deutschland dramatisch zu ändern begann. Es wurde dann schließlich innerhalb weniger Jahre immer deutlicher, dass Ihr Ansatz, den einige möglicherweise als rückwärts gewandt betrachtet hatten, höchst zukunftsfruchtig war. Das Institut für Deutschlandforschung hat das interdisziplinär weitergeführt.

Es war bemerkenswert und vorausschauend zugleich, die Deutschlandforschung über die Interdisziplinarität hinaus international einzubetten. In den Jahren 1998 und 2000 durfte ich in Ihrem „Modell Bochum zur Weiterqualifizierung russischer Hochschulgermanisten“ unterrichten, in dem anregenden Kontext des von Ihnen geleiteten Instituts, und ich habe dabei als Lehrender viel über russische Kultur und Wissenschaft und die Kooperation mit russischen Kolleginnen und Kollegen gelernt. Das ist mir später und bis heute in der Leitung des Internationalen Komitees der Literaturmuseen (ICLM) im Weltmuseumsverband ICOM zugutegekommen. Denn in diesem Komitee sind die zahlreichen, oft sehr bedeutenden russischen Literaturmuseen stark vertreten, und ich kann mit ihren Repräsentanten, darunter mit Wladimir Tolstoi und Alexander Scholochow auch die Nachfahren von Schriftstellern, produktiv zusammenarbeiten. Auch dafür habe ich in Bochum bei Ihnen in der Lehre gelernt.

Zuletzt haben wir für das Kleist-Museum und das Institut für Deutschlandforschung am Vorabend zum 80. Geburtstag Günter de Bruyns (1. November 2006) gemeinsam eine Tagung zu diesem Autor vorbereitet und in seiner Anwesenheit in Frankfurt (Oder) durchgeführt. Unsere Tagung stand im direkten Zusammenhang mit einem Festakt für den Schriftsteller am Geburtstag selbst. Die Anerkennung, welche die Veranstaltung nicht nur in der Region fand, drückte sich auch darin aus, dass die Bundeskanzlerin, Frau Dr. Angela Merkel, meine Einladung eingenommen und am Geburtstag in der Konzerthalle Frankfurt (Oder), früher einmal die Kirche, in der Heinrich von Kleist getauft worden war, eine der Festansprachen zu Ehren Günter de Bruyns gehalten hat. Ich denke gern und dankbar an unsere Zusammenarbeit für diese Veranstaltung zurück und sehe darin Hauptmotive Ihres Wirkens versammelt: Literatur im gesellschaftlichen und politischen Feld,

deutsche Teilung und Vereinigung, ein glücklicher Ausgang aus dem ungeheuren Kalten Krieg. Indem Sie an seine Überwindbarkeit geglaubt und im Rahmen der Möglichkeiten eines Philologen gegen die Stimmung der Zeit an seiner Überwindung gearbeitet haben, haben Sie ein Beispiel für alle Bemühungen in Bildung und Forschung gegeben, bei der Bewahrung oder Generierung einer freien Kultur auch unter schwierigen Umständen mitzuwirken.

Mit allen guten Wünschen für die Zukunft,
herzlich
Ihr

Lothar Jordan

UNESCO-Memory of the World-Programm (Weltdokumentenerbe)
Vorsitzender der Arbeitsgruppe „Education and Research“ des
International Advisory Committee, Paris

Herrn
Prof. Dr. Paul Gerhard Klussmann
Zum 90. Geburtstag

Lieber Paul Gerhard,

so ein Geburtstag ist zwangsläufig ein Anlaß für „Weißt Du noch - Geschichten“, meine geht so: Vor 51 Jahren, im SS 1962, saß ich, etwas naiv und sehr engagiert, bei Wolfdietrich Rasch im Hauptseminar „Lyrik der Jahrhundertwende“. Der Lehrstuhl plante das Oberseminar-Wochenende in Rothenberge, und in seiner Weisheit beschloß der „Meister“, drei Studentlein aus diesem Hauptseminar mitzunehmen: meinen späteren Ehemann Bernd Kahrmann (den ich in Rothenberge kennenlernte), meinen damals aktuellen Studienfreund Heribert Haufs und meine Wenigkeit. Was wäre ohne Dich aus all der Weisheit geworden!? Du hattest den persönlichen Auftrag, uns rechtzeitig herbeizuschaffen. Die Knaben waren schnell gefunden – ich nicht! Du hinterließest bei der Aufsicht und in der Bibliothek steckbriefartige Beschreibungen von mir und inspiziertest höchstselbst mehrmals das ganze Institut! Schließlich hast Du mich erwischt, einen Tag vor der Abreise, und damit hattest Du mich auf MEINEN Weg gebracht, den ich dann bis 2002 gegangen bin (und eigentlich noch heute, im „Ruhestand“, gehe): Oberseminar, Staatsexamen, Wiss. Hilfskraft, Promotion bei Rasch und – nicht ohne sein Zutun – 33 Jahre Arbeit als Ak. Rätin an „unserm“ Institut. Für meinen Mann und mich warst Du immer der gute Geist am Anfang unseres gemeinsamen Weges. Mögen über dem Deinen gute Sterne wachen!

Ilse Cordula

Lieber Herr Professor Klussmann,

ich gratuliere Ihnen zu Ihrem 90. Geburtstag und wünsche Ihnen Gesundheit, ein langes Leben und viel Glück.

Alles, was ich seit über 20 Jahren bei Ihnen gelernt und studiert habe, werde ich nie vergessen.

Seit meiner Studienzeit in Deutschland habe ich von Ihnen viel Hilfe und Unterstützung bekommen. Das war nicht selbstverständlich und sehr großartig von Ihnen! Dafür bin ich sehr dankbar.

Mit freundlichen Grüßen

Kaifu Zhu



Prof. Dr. Kaifu Zhu

Hochschule Fresenius
Fachbereich Wirtschaft & Medien
Limburger Straße 2
D-65510 Idstein

Fon: +49 (0) 6126 93 52 - 849
Fax: +49 (0) 6126 93 52 - 811
Mobil: +49 (0)177- 82 97 827

Email: zhu@hs-fresenius.de
Homepage: www.hs-fresenius.de



NATIONALE UNIVERSITÄT DONEZK
FAKULTÄT FÜR FREMDSPRACHEN
LEHRSTUHL FÜR GERMANISTIK

Prof. Dr. Kaliuščenko

ul. Universitetskaja, 24

83001 Donezk

Ukraine

Tel/Fax: 0038-062-3350398

e-mail: vladimirkaliuscenko@gmail.com

Donezk, den 13.02.13

Ein Nachtprojekt

In Jahre 1993 erreichte die Delegation der ukrainischen Stadt Donezk ihre Partnerstadt Bochum. Zur Delegation gehörte ich als Dolmetscher. Unsere Kollegen – die Bochumer Slawisten Frau Waltraud Jachnow (damals Vorsitzende der Gesellschaft „Bochum – Donezk“) und ihr Mann Prof. Dr. Helmut Jachnow, sowie meine Kollegin vom Lehrstuhl Frau Kisliakowa – vermittelten die Bekanntschaft mit Prof. Klussmann. Da die vielzähligen Veranstaltungen und Besuche kaum Zeit für ein Treffen am Tage ließen, so verabredeten wir uns für den späten Abend. Nach 23 Uhr holte mich Prof. Klussmann vom Hotel ab. Wir fuhren in die Uni, wo er mich durch die philologische Fakultät und insbesondere durch die germanistische Bibliothek führte. Es war beeindruckend, denn da fand sich alles an Fachliteratur, wovon ein ukrainischer Germanist träumen konnte. Gegen Mitternacht nahmen wir in seinem Arbeitszimmer Platz und besprachen für mindestens zwei Stunden den Plan einer möglichen Kooperation: Forschungsaufenthalte der Donezker Germanisten am Institut für Deutschlandforschung der RUB, Antragstellung für ein gemeinsames Forschungsprojekt, Unterstützung unserer Publikationen, Seminare und Konferenzen in Bochum. Auch wenn ich nicht ganz verstand, wie all das realisiert werden sollte, ließ ich mich dennoch von der freundlichen, optimistischen und sicheren Haltung Prof. Klussmanns mittragen.

Die anschließenden Jahre der Zusammenarbeit mit Prof. Klussmann und seinem Team waren für uns Genugtuung und Herausforderung zugleich. Die Arbeitsbelastung stieg, doch auch die Ergebnisse ließen nicht auf sich warten: Sprachkenntnisse wurden vertieft, Lehrwerke veröffentlicht, Fax, PC und Internet wurden Teil des akademischen Alltags und unsere Fakultätsbibliothek konnte auf Projektkosten bereichert werden. Und noch etwas wichtiges: Das Projekt erweiterte unseren Horizont.

Der weltbekannte Erstbesteiger des Mount Everest Sherpa Tenzing Norgay schrieb einst: „Everest lehrt: sei groß und hilf Anderen, groß zu sein“. Geradeso ist Professor P. G. Klussmann. Für uns, wie auch für viele Menschen verschiedenster Nationalitäten, ist er die Verkörperung eines großen Deutschen, eines anerkannten Wissenschaftlers, eines Weltbürgers und Humanisten.

*Prof., Dr. Vladimir D. Kaliuščenko,
Leiter des Lehrstuhls für Germanistik,
Dekan der Fakultät für Fremdsprachen.
Nationale Universität Donezk*

Gratulationsblatt

Lieber Herr Professor Klussmann, in den vielstimmigen Chor, der zu Ihrem 90. Geburtstag und Ihnen zu Ehren erklingt, lassen Sie mich mit einem ganz persönlichen DANKESCHÖN einstimmen:

- für Ihr berufliches Engagement und Ihre höchstmotivierende Energie- und Ideenausstrahlung
- für Ihre Unterstützung von internationalen Projekten und Kooperationen, insbesondere im Bereich der Weiterqualifizierung russischer Germanisten und des internationalen wissenschaftlichen Nachwuchses
- für Ihr ständiges Entgegenkommen und Ihre jahrzehntelange vertrauensvolle Betreuung (wir kennen uns seit 1997!) bedankt sich Prof. Dr. Anatoli Karpov, Direktor des EURASIEN-Zentrums, Staatliche Universität der Republik Burjatien, Ulan-Ude, OST-SIBIRIEN, Russische Föderation

1. Herr Prof. Dr. Klussmann und Anatoli Karpov (Ulan-Ude)



2. Studenten aus der Republik Burjatien unter der Betreuung von Herrn Prof. Dr. Klussmann



3. Junge burjatische Germanistin Ajuna Shalsanova im Büro von Herrn Prof. Dr. Klussmann



Lieber Herr Klussmann,

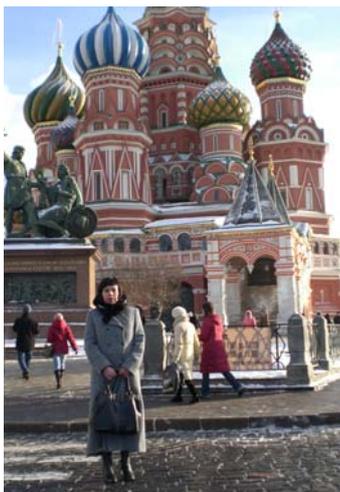
*im Mittelpunkt unserer kleinen Collage
stehen Sie,*



*Ihre inspirierende, kluge, warme und Ausgleich schaffende
Persönlichkeit.*

*Es geht aber auch um uns, denn ohne das unvergessliche Promotions-
kolleg Ost-West würde es uns, so wie wir heute sind, nicht geben.*

Ob von Bochum nach Tomsk



von Tomsk nach Moskau

*und immer wieder
in „Hermannsburg“,*



*unsere Gedanken und Erinnerungen sind immer um Bochum und Sie
gekreist.
Heute leben wir in Berlin und von hier wünschen wir Ihnen
von ganzem Herzen*



Alles Gute zum 90. Geburtstag!

Laura und Stefan Karsch

Berlin, Februar 2013



ODE
an Herrn Klussmann
(Variationen zum H. Heines Gedicht „Lorelei“)

*Wir wiss'n nicht, was soll es bedeuten,
Dass wir so begeistert sind.
Das „Bochum-Projekt“ bei Herrn Klussmann
Das geht uns nicht aus dem Sinn.*

*Wir haben die deutschen Dichter
Begriffen mit wildem Weh:
George, Goethe und Hülshoff
Sie trieb'n uns hinauf auf die Höh'.*

*Wir glauben, all dieses Wissen verschlingt uns
mit großer Kraft
Und das hat mit seinem Können
Professor Klussmann gemacht.*

*Stalina Katajewa
Prof. Dr. habil. Leiterin des Lehrstuhls für Deutsche Sprache
an der Fremdsprachenfakultät
Pädagogische Universität Lipetsk
Russland*

*Bochumer Tage bleiben im Herzen,
Sie entdeckten uns literarische Welt,
Dekadenz, Klassik, Romantik...
Unsere Dankbarkeit ist ohne End!*

*In Seminaren waren wir alle,
beeindruckt und fasziniert von Ihrem Wissen,
Die Russen kämen noch viele Male...
Bei jedem liegt „Urfaust“ unterm Kissen.*

*Wir wünschen Ihnen lange Lebensjahre,
Gesund und munter, jung in Seele sein,
Erfolge - viele, Gedanken- freie,
Glück, Harmonie und Sonnenschein!*

*Olga Leonova
Oberhochschullehrerin
Lehrstuhl für Deutsch
Pädagogische Universität Lipetsk
Russland*

Eva & Uwe-K. Ketelsen

Am Varenholt 78

44797 Bochum(-Haar)

am 16. Februar 2013

Lieber Herr Klussmann,

eigentlich sollte ein Glückwunsch zum 90. Geburtstag mit der Hand – und möglichst mit der von Ihnen so geliebten schwarzen Tinte – geschrieben sein; aber so sind unsere modernen Zeiten. Nicht mit Tinte, nicht einmal analog sondern trendig digital. Aber ihre magische Wirkung werden unsere Glückwünsche hoffentlich trotzdem nicht verlieren. Möge es Ihnen (und Ihrer Familie) gut ergehen und noch viele erfüllte Jahre vor Ihnen liegen!

90 Jahre – das ist zwar noch nicht ganz biblisch, aber sie reichen doch fast daran. Als Historiker müsse man alt werden, um ein begründetes historisches Urteil fällen zu können, hat Ranke einmal geschrieben. Das ist vielleicht etwas übertrieben, aber so ganz falsch ist es auch nicht. 1923, und noch dazu auf einem Sonntag mit dem Glockenschlag zwölf. Man ist versucht, in einen Johann-Peter-Hebel-Ton zu verfallen: und der Reichspräsident Friedrich Ebert starb, und Alfred Döblins *Alexanderplatz* erschien, und Stefan George ging in die Schweiz, und die Mauer wurde gebaut, und sie wurde wieder eingerissen, und der Papst stieg von seinem Stuhl. Eine lange Kette von Ereignissen und wahrlich nicht nur erfreuliche, an die Ihr Leben im Guten wie im Beschwerlichen gebunden gewesen ist, am Ende ist es – so scheint es uns – ein gutes Leben gewesen, und wir wünschen Ihnen, daß es noch möglichst lange so bleiben möge.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir im Winter 1975 nach dem „Singen“ durch den Hochwald hinunter ins Lottental gingen. Daß dieser Pfad über Jahrzehnte hin, zunächst täglich und zuletzt in immer größeren Abständen mein Weg zu den Bücher- und Studentenhalden werden sollte, habe ich damals nicht geahnt. Dabei war für mich diese Bekanntschaft keine neue, ich kannte Sie schon seit mehr als einem Jahrzehnt. Ich war vielleicht kein Fan Stefan Georges, aber ich empfand ihn als einen der bemerkenswertesten deutschen Schriftsteller, so daß ich mir von meinem schmalen Etat Ihr George-Buch kaufte, weil es mir eines der ganz wenigen schien, in denen damals vernünftig über diesen Autor geschrieben wurde. „Und der Künstler wird zum autonomen Herrn in einem objektiv begründeten, selbstgenügsamen Reich des schönen Scheins.“ So steht es auf S. 97. Einen solche Satz hätte ich zwar nie geschrieben, aber er verweist dennoch mit starken Worten auf die Ambivalenz aller Kunst, um derentwillen es sich lohnt, sich mit Dichtung zu beschäftigen.

Lieber Herr Klussmann, wir danken Ihnen für Ihre jahrzehntelange wohlwollende Kollegialität und wünschen Ihnen von Herzen alles Gute!

Mit herzlichen Grüßen

Ihre

Eva und Uwe-K. Ketelsen

Lieber Herr Klussmann,

herzlichste Glückwünsche zu Ihrem ruhmreichen Jubileum, dem 90sten Geburtstag!

Das Geburtsdatum – und insbesondere Ihr beneidenswertes Jubileum - ist ein schöner Anlass, an den Jubilar eine Danksagung zu richten und die Worte auszusprechen, die in der Alltagsthektik zwar oft gedacht, und doch selten ausgesprochen werden.

Vor knappen zwanzig Jahren hatte ich Glück gehabt, als Mitglied der ersten russischen Germanistengruppe am Projekt "Modell Bochum" teilzunehmen. Gerade damals erschienen Sie in unserem Leben zum ersten Mal, um dort einen festen und wichtigen Platz einzunehmen. Jedes Treffen mit unserer gendermäßig asymmetrischen Gruppe begannen Sie mit dem Gruß "Meine Damen und Herr Bent!". Vieles haben Sie an uns großzügig abgegeben – Ihr Wissen, Ihre Zeit, Ihre Güte, ihre positive und wohlwollende Einstellung zum Leben und zu den Menschen.

Alles - von Ihren inhaltsreichen Vorlesungen zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur bis auf Ihre Aufmerksamkeit, Freundlichkeit und Fürsorge - hat sich tief eingepägt und bildet nun auch einen Teil unserer Wesen.

Auch vor Strapazen hatten Sie keine Scheu und reisten mit uns nach Heidelberg, Marburg und vielen anderen kulturell bedeutenden Orten Deutschlands.

Was immer im Projekt gesagt und getan wurde, trug das eine Spur Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Ausstrahlung. Ihr Beitrag zur Entwicklung der internationalen Germanistik ist viel umfangreicher als "nur" Wissen – er hat auch das allerwichtigste, die menschliche Dimension. Wenn ich an Deutschland und deutsche Forschung denke, hängt das immer mit Ihnen zusammen, und Sie treten als Vorbild eines deutschen Wissenschaftlers und des Menschen auf, aber auch als ein treuer Pfleger und Aufbewahrer der deutschen Sprache und Kultur – eine viel zu wichtige Mission im Zeitalter der Globalisierung.

Lieber Herr Klussmann, ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie, auch weiter gesund, schöpferisch und güteausstrahlend zu bleiben. Für uns alle sind Sie ein Vorbild und im Geiste sind wir alle bei Ihrer Feier und Ehrung dabei.



**Mit Achtung, Liebe und Dank,
Ihre Alla Kirilina**

Impressionen... Expressionen... Augenblicke...

Man schrieb das Jahr 1990. Donezk ist seit fast drei Jahren die Partnerstadt der Stadt Bochum. Die ersten offiziellen Besuche werden abgestattet. Fuer die Germanisten unserer Stadt eröffnen sich die Möglichkeiten, nach Westdeutschland als Dolmetscher mit den Delegationen zu fahren. Die Ruhr - Universität Bochum steht noch nicht auf dem Programm der Delegationen. Ungeachtet dessen bekommen die Visionen über die Zusammenarbeit immer deutlichere Umrisse.

Es gibt ein großes Aber. Die Ruhr - Universität Bochum, die viele Partnerschaften hatte, war nicht bereit, noch eine mit der Universität Donezk einzugehen. Der Ausweg: Einzelne Fakultäten können auf vertraglicher Basis zusammen arbeiten. Eine solche Zusammenarbeit könnte sich bei den Germanisten anbahnen. Und Prof. Klussmann war Ansprechperson Nummer 1. Er unterstützte diese Idee. Wieder Mister Glücksfall (in Gestalt von Dr. Krämer)kommt zu Hilfe. Er vermittelt ein Treffen mit Professor P.- G. Klussmann. So betrat ich das erste Mal das Gelände der RUB. Das Wort Campus wird langsam Wirklichkeit. Geheimnisvolle Zeichen : GB 04| 48. Das erste Gespräch mit Prof. Klussmann fand oben, bei den Germanisten statt. Da hörte ich DIE deutsche Sprache, die ich niemals davor gehört habe, die gepflegteste deutsche Sprache. Ich war fasziniert, beeindruckt, begeistert. Prof. Klussmann erklärte seine Bereitschaft, die Zusammenarbeit zu unterstützen. Voller Hoffnung verließ ich GB, das für mich nicht mehr geheimnisvoll, sondern vertraulich wurde. Mir schwebten schon die Forschungsaufenthalte in Bochum vor. Ich wollte die Landeskunde vor Ort studieren.

Und im Dezember 1992 konnte ich zu einem Forschungsaufenthalt nach Bochum kommen. Prof. Klussmann hat ein fantastisch interessantes Programm vorgeschlagen: Tagung des Internationalen Arbeitskreises „Literatur und Politik in Deutschland“ mit dem Thema „Haben die Intellektuellen versagt?“ in Bad Godesberg, Vorlesungen und Seminare am Germanistischen Institut der Ruhr - Universität , an der Universität Essen, Erkundungsreisen. Das war erlebte Landeskunde! Natürlich haben wir viel über die Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Deutschlandforschung und dem Lehrstuhl für Germanistik an unserer Universität gesprochen.

Es vergingen noch einige Jahre und am 14. August 1995 haben wir den lang ersehnten Brief von Prof. Klussmann bekommen. Das war die Einladung für 12 Projektteilnehmer zur ersten Arbeitssitzung an der RUB. Das Projekt " Schaffung neuer Lehrbücher für das Germanistikstudium in den GUS - Staaten ". So bekamen alle Projektteilnehmer die Möglichkeit, an ihren Themen zu arbeiten. Als Landeskundelehrerin konnte ich das Lehrbuch über die deutsche Geschichte schreiben. Jedes Thema, jede strittige Frage wurde mit Prof. Klussmann besprochen.

Lieber Professor Klussmann, dank Ihrer Kompetenz, Gründlichkeit, Hilfsbereitschaft machte mir die Arbeit Spaß. Der Umgang mit Ihnen bereicherte mich. Ihre einmaligen Bemerkungen beflügelten mich. Und Ihre Geduld, Ihr Verantwortungsgefühl faszinierten mich. In der Abschlussphase der Arbeit am Buch haben wir zusammen mit Dr. F. Hoffmann zwei Wochen lang jeden Tag Seite für Seite das ganze Buch analysiert. Es war für mich eine unvergessliche, glückliche Zeit!

Nicht zu vergessen sind auch gemütliche Kaffeenachmittage mit Kuche in Ihrem Haus! Lieber Professor Klussmann, Ihr heiterer Sinn machte die ernste Arbeit angenehm. Ich danke Ihnen für alles, was ich von Ihnen gelernt habe.

Lieber Professor Klussmann, liebes Geburtstagskind, ich wünsche Ihnen auch weiterhin gute Gesundheit, Schaffenskraft, Wohlergehen und neue Ideen!

HOCH SOLLEN SIE LEBEN!!! Mindestens TAUSENDMAL HOCH, HOCH, HOCH!!!

Mit Liebe und Dankbarkeit

Ihre Ljudmila Kisljakova

Sehr verehrter Herr Professor Klussmann,

Sie sind der Doyen, dessen Lebenswerk die Neugermanistik der Ruhr-Universität Bochum in herausragender Weise in ihren literarischen, ästhetischen und geschichtlichen Kontexten geprägt hat. Sie sind ihre Verkörperung, wahrnehmbar durch die Strahlkraft Ihrer geistigen und physischen Präsenz, dabei bescheiden, humorvoll und warmherzig.

Sie sind der angesehene, ältere Wissenschaftler, der im Verbund [mit geschätzten Fachkollegen](#) die [Bochumer Hochschulschriften](#) in die Welt bringt. Sie scheinen mir der weise Ratgeber hinter meinem [Doktorvater](#), [meinen Lehrern](#), [ihren Schülerinnen und ihren Schülern](#) zu sein, begleitet von [lichten Sendboten](#), menschlich und technisch [unterstützt](#). Durch Sie wird uns vorgelebt, wie wir aus dem „reichen [Vermächtniß](#) von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen“ fähig sind.

Zu Ihrem 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen aus ganzem Herzen und voller Ehrerbietung bestmögliches Wohlergehen!

Ihre

[Susanne Knoche](#)

Wisława Szymborska

Geburtstag

Soviel Welt auf einmal von überall Welten:
Moränen, Muränen und Meere und Mähren,
Karfunkel und Funken und Bären und Beeren –
wo stell ich das hin, und wie soll ich mich wehren?
Die Minze und Pilze, die Drosseln und Brassens,
die Dillen und Grillen – wie soll ich das fassen?
Die Schönchen und Tränchen, Gorillas, Berylle –
ich danke, mich überfordert die Fülle.
Wohin mit der Pracht, mit den Kletten und Kressen,
Pantoffeln und Panthern, den Nüssen und Nässen?
Wohin mit dem Fink, wo das Silber verstecken,
was tu ich im Ernst mit den Mücken und Schnecken?
Das Dioxyd ist mir zu teuer, ich passe,
und erst der Achtfüßler oder die Assel.
Auch ohne das Preisschild ahn ich die Preise
Der Sterne, nein, danke, ich kann's mir nicht leisten.
Mir ist dieser Aufwand zu groß, zu erlesen.
Wie wird damit fertig ein irdisches Wesen?
Ich bin ja hier nur eine winzige Weile:
versäume das meiste, von weitem, in Eile.
Bin unfähig, alles mit nichts zu vergleichen.
Verliere auf meiner Reise das Veilchen.
Ich kann's mir nicht leisten, wie ich mich auch mühte,
den Umstand des Halms, des Blatts und der Blüte,
nur einmal im Raum, seit niemals, tatsächlich,
verächtlich genau und erhaben zerbrechlich.



– Übertragen von Karl Dedecius –

Sehr geehrter Herr Professor Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag sende ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche.

Ich bin sehr froh, dass ich an dem von Ihnen geleiteten Promotionskolleg Ost-West teilnehmen und in diesem internationalen, interdisziplinären Forschungskontext Erfahrungen machen konnte, die sich als sehr wertvoll für meinen weiteren wissenschaftlichen Werdegang erwiesen. Ich danke Ihnen für Ihr Engagement, Ihre Zeit und Ihr Lächeln, die Sie für uns immer bereit hatten.

Anlässlich Ihres Geburtstages möchte ich Ihnen Gesundheit sowie die Fähigkeit wünschen, sich weiterhin an den kleinen und großen Wundern dieser Welt – wie sie von Wisława Szymborska geschildert werden – zu erfreuen und aus ihnen die innere Energie zu schöpfen.

Mit den besten Geburtstagswünschen
Anna Kochanowska-Nieborak
(Poznań, Polen)

"La réalisation nannte er es, und er fand es bei den Venezianern,
die er früher im Louvre gesehen und wieder gesehen
und unbedingt anerkannt hatte.
Das Überzeugende, die Dingwerdung, die durch sein
eigenes Erlebnis an dem Gegenstand bis ins
Unzerstörbare hinein gesteigerte Wirklichkeit,
das war es, was ihm die Absicht seiner innersten Arbeit schien."

(Rilke über Cézanne, 1907)

Paul Gerhard Klussmann zum 25.2.2013

Mit liebem Dank für alle Förderung und Anregungen -
und herzlichen Wünschen zum 90. Geburtstag!

Ihr Ralph Köhnen





Lieber Herr Prof. Klussmann,

auch ich möchte Ihnen die herzlichsten Grüße zum 90. Geburtstag schicken, obwohl wir uns viele, viele Jahre nicht gesehen haben.

Ich habe 1983 bei Ihnen meine Magisterarbeit geschrieben, über das Politische Volkstheater von Jura Soyfer und Gutav von Wangenheim. Wie es der Zufall will, habe ich gerade erst im Dezember 2012 ein "ZeitZeichen" für den WDR produziert über Jura Soyfer und meine alte Arbeit dabei noch einmal hervorgeholt. Zu diesem Zweck war ich auch in Wien, wo ich mich oft an unsere Germanistik-Exkursion erinnert habe, die wir im Mai 1981 unternommen haben. Ganz besondere Erinnerungen habe ich aber auch noch an die Germanistik-Seminare in Hagen-Tiefendorf und die Scharaden, die damals unsere liebste Abendunterhaltung waren und bei Begriffen wie "Tanz- und Taumeldichtung" oder "Mittelhochdeutsch" eine echte Herausforderung darstellten. So mussten wir beide einmal "Lotte in Weimar" pantomimisch darstellen - und es ist dank Ihres unerschrockenen Einsatzes als Goethe zu Pferde tatsächlich erraten worden.

Ich möchte Ihnen ganz herzlich für diese schöne Zeit danken, für die Anregungen und Ihre Unterstützung und dafür, dass Sie immer ein offenes Ohr für Ihre Studenten hatten.

Ich wünsche Ihnen alles, alles Gute zum Geburtstag.

Christiane Kopka, Unna

Brief an (m)einen akademischen Lehrer

Lieber Paul Gerhard Klussmann,

einer der selbst auf die Siebzig zugeht, darf sich diese Anrede wohl erlauben. Ihr 90. Geburtstag ist natürlich zuallererst ein Grund, ganz herzlich zu gratulieren und Ihnen auch für die Zukunft noch viel Gutes zu wünschen! Mich verführt er darüber hinaus zu einem Rückblick auf unterschiedliche Anlässe, bei denen wir uns begegnet sind. Obwohl wir uns erst im reiferen Alter kennen gelernt haben, ist da einiges zusammen gekommen.

Es begann – meiner Erinnerung nach – in einem Bochumer Golfhotel in der Nähe der Ruhruniversität. Dort traf sich der ‚Arbeitskreis DDR-Literatur‘ in jenem Jahr, als ich zum ersten Mal dabei war; ich erinnere ich mich an eine Lesung von Fritz Rudolf Fries. Zahlreiche Tagungen in Bad Godesberg folgten, ein gemeinsames Seminar über Christa Wolf bei der Adenauer-Stiftung in Wesseling und ein Treffen ost- und westdeutscher DDR-Forscher, das Norbert Honsza im September 1989 in Karpacz (Krummhübel) im Riesengebirge organisiert hatte.

Später saßen wir einmal – nach einem Besuch in der Landeszentrale für politische Bildung – mit Karl-Dieter Bunting zusammen in einem Düsseldorfer Chinarestaurant, um über die Promotion eines verdienten Essener Studiendirektors zu beraten, der sich kurz vor der Pensionierung mit einer fleißigen Arbeit über Lehrerfiguren in der DDR-Literatur noch einen Dokortitel erarbeiten wollte. Obwohl er alles selbst ausgedacht und aufgeschrieben hatte, war die Angelegenheit ein bisschen heikel weil methodisch reichlich antiquiert. Mit Ihrer salomonischen Einschätzung („in den fünfziger Jahren wäre das eine grundsolide Arbeit gewesen“) retteten Sie die Situation und – als Gutachter – auch die Promotion.

Mittlerweile beide zu ‚senior scholars‘ gereift, trafen wir uns danach unter anderem in Erlangen bei einer Tagung über ‚Die DDR-Literatur nach dem Ende des DDR‘. Höhepunkt unserer Begegnungsgeschichte aber war für mich der Vortrag zur Wendeliteratur, den ich vor ein paar Jahren im Ost-West-Promotionskolleg halten durfte. Obwohl Sie nach einer heiklen OP noch schonungsbedürftig waren, ließen Sie es sich nicht nehmen, mich den Kollegiaten vorzustellen. Da wir uns schon so lange kannten, lag Ihre in die Präsentation eingeschobene Frage nahe, wann *ich* denn bei Ihnen promoviert hätte. Ich konnte sie nicht beantworten, hatte ich doch als Spätberufener kumulativ in Bremen promoviert. Gleichwohl war Ihre Frage für mich eine Art Ritterschlag.

Ich bin vermutlich der einzige, der Sie zum Adoptiv-Doktorvater hat. Darauf bin ich ein bisschen stolz, und dafür danke ich Ihnen.

Ihr (Schüler) Hannes Krauss

Zobten/Sobóka 24. Februar 2013

Lieber Herr Professor Paul Gerhard Klussmann,

vor Jahren, 1985 war die Welt für mich neu, als ich, noch ein Doktorand oder kurz nach der sogenannten Verteidigung, durch Norbert Honsza Sie kennenlernen durfte. Sie kamen wie so viele andere Kollegen aus der durchaus freundlichen Welt, die für uns zwar nicht mehr unbekannt, aber doch noch ziemlich fremd war. Ich muss mir Ihre Gefühle vorstellen, als Breslau in den wenig später turbulenten 80er Jahren kennenlernten. Wir haben Sie bei uns zu Gast, woran ich mich und Maria, meine Frau, nicht mehr erinnern können (d.h. an die Einzelheiten können wir uns nicht erinnern), nur die Abendfahrt durch die damals noch ziemlich enge und holprige Liegnitzer Strasse in Breslau mit dem kleinen Polski Fiat ist mir im Gedächtnis geblieben, vor allem Ihre Feststellung: der Kleine hält sich doch gut an die Fahrbahn. Da bewunderte ich Ihre Fähigkeit, nur gute Seiten berücksichtigen zu wollen! Ein weitere Momentaufnahme mit Ihnen, höchstwahrscheinlich in demselben Jahr, anlässlich desselben Aufenthaltes, war Ihre Beurteilung unseres Breslauer Symphonieorchesters: Sie saßen als Präside an dem großen polierten Tisch, der in Honszas Dienstzimmer stand und sagten einige fachmännische Worte über die Leistungen unseres Provinzorchesters. Das dritte, diesmal materielle Zeugnis, das in meiner Erinnerung rumpelt und vor meinen Augen erscheint, sind die von Ihnen herausgegebenen Jahrbücher zur DDR-Literatur, die ich damals von Ihnen erhielt und die bis heute in meinem inzwischen angeschwollenen Bücherregal stehen. Ich habe sie damals gierig verschlungen: also auch über die Literatur kann man was Interessantes schreiben, auch die DDR – Literatur konnte ihre Reize haben! Im Polen nach dem Kriegszustand eine wichtige Erkenntnis. Das Wichtigste, neben den wissenschaftlichen Impulsen, die ich damals von Ihnen empfing, war die Offenheit, die auch dank Ihnen, dessen bin ich mir sicher, die ganze Bochumer Germanistik der 80er und 90er Jahre prägte, um nur Uwe K. Ketelsen, meinen Gutachter bei der Habilitation oder den langjährigen Freund Jörg-Ulrich Fechner zu erwähnen. Dank Ihnen konnte ich und auch meine Kollegen – Lucjan Puchalski und Marek Zybura - Aufenthalt in Bochum genießen.

Nun sind viele Jahre vergangen. Ich mache mir sehr oft Vorwürfe, warum ich so undankbar bin und meine Freundschaften nicht richtig und nicht gebührend pflege. Manchmal ist daran die banale Vergesslichkeit, manchmal auch das berühmte und oft als Vorwand benutzte Gerede von der angeblichen „Arbeitsüberlastung“ schuld. Erst jetzt, wo ich in der „Spätphase“ meines wissenschaftlichen Lebens stehe und mich intensiv, manchmal auch kontrovers, mit der Geschichte unseres Faches in Polen beschäftige, kommt langsam die Besinnung und zugleich eine Melancholie, warum wir gerade so viele Zeugnisse unserer Zusammenkünfte, unserer impulsgebenden Gespräche vernachlässigen, warum wir die Menschen nicht gebührend hochhalten in unserer Erinnerung. Inzwischen sind wir: ich meine Frau Maria, die Sie damals in Breslau kennengelernt haben (haben wir uns auch in Bochum gesehen?), älter geworden. Das beigelegte Bild, das Marias Mutter uns vor einer Stunde machte, ist ein Zeugnis dafür. Man ist „gesetzter“, aber man erinnert sich besonders

gern. Es eröffnen sich langsam Schächte des Langzeitgedächtnisses ähnlich wie man mit dem zunehmenden Alter an Weitsicht gewinnt! So leben wir glücklich in Zobten am Berge, das ich auch wissenschaftlich ein wenig erfrische (gerade bin ich dabei den Band *Das Jahr 1813 in Rogau und in Zobten am Berge* zusammenzustellen), meine Tochter ist Deutsche geworden und lebt in Mittelhessen, der Sohn ist verheiratet und lebt als Manager bei der deutschen Firma Rathgeber in Breslau. Beide sprechen besser deutsch als ich, vor allem Ola, die mit ihrem mittelhessisch gefärbten Duktus aus der Wetzlaer Umgebung fast goetheanisch wirkt! Aha: wir haben auch ein polnisches Enkelkind, Jakob.

Es ist rührend, dass ich diese Worte an Sie richten kann, hoffentlich werden sie Sie erreichen. Als ich in den 80er Jahren, damals mit Ernst Jünger beschäftigte, da erreichte er gerade das patriarchalische Alter, das Sie jetzt erreichen. Er wirkte genauso jugendlich wie Sie damals in Bochum vor einigen Jahren, als Sie mir von Ihren Gymnastikübungen und Schwimmwettbewerben erzählten! Ich darf auch unsere offizielle Germanistik nicht vergessen, die ich über das bevorstehende Jubiläum informierte. Alle haben Sie in guter Erinnerung, alle haben Sie lieb (was wichtiger ist), alle wünschen Ihnen weitere Jahre eines glücklichen Lebens!

Herzlichst

Ihr

Wojciech Kunicki



Lieber Paul-Gerhard,

Du bist der Mensch, den man im Leben nur einmal trifft. Ich bin Dir begegnet und Du hast mich wie ein Schutzengel begleitet. Du hast mein Leben glücklich und sinnvoll, würdevoll und menschlich, lustig und lebensfroh gemacht. Ich habe bei Dir gelernt, dass das Wichtigste Respekt vor einem Menschenleben ist. Unsere Spaziergänge in der Natur, meine erste Literaturarbeit über Hofmannsthal, die Gespräche über Rilke und „die blaue Hortensie“ – Du warst immer der aufmerksamste Zuhörer, obwohl ich jung und nicht so mächtig in deutscher Sprache war. Ein genialer scharfsinniger und wahrer Wissenschaftler und ein höchst moderner Geschichtsmann bist Du.

Ob ich krank war, beim Umzug, verwirrt durch zu viel Theorie – Du hast mir und auch meiner Familie immer geholfen. Du siehst immer alles, wo den anderen geholfen werden muss, ich brauchte es Dir nicht zu sagen. Du bist für mich, wie für viele, mein zweiter Vater und ein treuer Freund.

Meine Erinnerungen sind endlos wie auch meine Dankbarkeit. Mir wird ganz warm am Herzen, wenn ich an Dich denke.

Lieber Paul-Gerhard, ich wünsche Dir in Deinem neuen Lebensjahr vor allem Gesundheit, interessante Begegnungen, Glück und Freude mit Familie und Freunden! Bleib jung!

Deine Olesia



Lieber Herr Professor Klusmann,

es macht mich wirklich froh, Ihnen zu Ihrem 90. Geburtstag gratulieren zu können. Bleiben Sie bitte so interessant und inspirierend auch für neue Generationen von Wissenschaftlern wie Sie interessant und inspirierend für unsere Generation waren.

Herzlich grüßt Sie aus Moskau

Ihre Julja Liderman

11. Mit dem umgehen, von dem man lernen kann.

Der freundschaftliche Umgang sei eine Schule der Kenntnisse, und die Unterhaltung bildende Belehrung: aus seinen Freunden mache man Lehrer und lasse den Nutzen des Lernens und das Vergnügen der Unterhaltung sich wechselseitig durchdringen. Mit Leuten von Einsicht hat man einen abwechselnden Genuß, indem man, für das was man sagt, Beifall und von dem, was man hört, Nutzen einerntet. Was uns zu Andern führt, ist gewöhnlich unser eigenes Interesse: dies ist hier jedoch höherer Art. Der Aufmerksame besucht häufig die Häuser jener großartigen Hofleute, welche mehr Schauplätze der Größe, als Paläste der Eitelkeit sind. Es giebt Herren, welche im Ruf der Weltklugheit stehn: nicht nur sind diese selbst, durch ihr Beispiel und ihren Umgang Orakel aller Größe, sondern auch die sie umgebende Schaar bildet eine höfische Akademie guter und edler Klugheit jeder Art.

93. Universalität.

Ein Mann, der alle Vollkommenheiten vereint, gilt für Viele. Indem er den Genuß derselben seinem Umgange mittheilt, verschönert er das Leben. Abwechslung mit Vollkommenheit gewährt die beste Unterhaltung. Es ist eine große Kunst, sich alles Gute aneignen zu können. Und da die Natur aus dem Menschen, indem sie ihn so hoch stellte, einen Inbegriff ihrer ganzen Schöpfung gemacht hat; so mache ihn nun auch die Kunst zu einer kleinen Welt, durch Uebung und Bildung des Verstandes und des Geschmacks.

Baltasar Gracián, Handorakel und Kunst der Weltklugheit (1647). Übersetzt von Arthur Schopenhauer.

Sehr geehrter Herr Klussmann,

Ihr freundlicher und weiser Umgang mit Menschen ist für mich, seitdem ich Sie kennengelernt habe, immer ein Vorbild gewesen: muchas gracias.

Zu Ihrem 90. Geburtstag, die herzlichsten Glückwünsche!

Ihr

José Luis Losada Palenzuela

Ob eines Ostwest-
falen Lebensleistung ein
Ruhrwestfale: Boah!

Professor Dr. Dr. h. c. Paul Gerhard Klussmann
zu Ehren

Ihr naht euch wieder, teure Gestalten,
Die früh sich einst dem scheuen Blick gezeigt.
Versuchen wir sie fröhlich festzuhalten,
Im tiefsten Danke unser'n Kopf geneigt!

Das Herz bewahrt die Bilder froher Tage,
Und liebe Professoren steigen auf;
Gleich einer schönen nicht verklungenen Sage
Kommt Bochum, RUB, Prof. Dr. Klussmann mit herauf.

* * *

Unser Ruh ist hin,
Unser Herz schlägt schwer.
Wir finden sie nimmer
Und nimmermehr.

Haben nun, ach! Philologie,
Grammatik, Lexik, Literatur
Und leider auch Phraseologie!
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da sitzen wir wie armer Tor!
Und sind so klug als wie zuvor;
Heißen Doktoren, Professoren gar
Und fühlen plötzlich sehr deutlich und wahr,
Dass wir nichts wissen, nichts können.
Das wollte uns schier das Herz verbrennen.

Doch wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Und hoher Geist kann jeden Kopf zum Denken zwingen.

Das Glück erwacht, es wiederholt der Klang
Des Lebens labyrinthisch seinen Lauf
Und nennt die Stunden, die wir dort verbracht,
So voller Poesie und Wunder, wie noch nie gedacht!

Ach! Was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich der Lippe schüchtern vorgelallt,
War damals wohl nicht ganz gelungen.
Das Echte glänzt bis heut in vollendeter Gestalt.

Mit Faust, Gretchen, mit Mephisto selber
Sind wir dank Herrn Klussmann durch die Welt gerannt
Und haben nicht nur seinen lieben Goethe –
Das ganze Deutschland haben für uns neu erkannt.

* * *

Sehr geehrter Herr Professor!

Meine herzlichsten Gratulationen und die besten Glückwünsche zu Ihrem hervorragenden Jubiläum!

Wer wenn auch nur einmal Ihre Vorlesungen gehört hat, wer mit Ihnen zusammen in Heidelberg den berühmten Philosophischen Weg gegangen ist, das Heinrich-Heine-Denkmal in Düsseldorf bestaunt und um Mitternacht mit Elan die ewige Gretchen-Frage besprochen hat, der wird es nie vergessen und Ihnen seine Dankbarkeit lange im Herzen bewahren!

Mit Hochachtung und Liebe
Elizaveta Miloserdova, Prof., Dr.habil. (Russland, Tambov –
Bochum-Modell № 1)

Bochum, 25.02.2013

Lieber Paul Gerhard Klussmann,

Dein bemerkenswerter Geburtstag gibt Anlass für frühe Erinnerungen. Wir haben uns vor 54 Jahren in dem von Wolfdietrich Rasch für das WS 1959/60 angekündigten und von Dir betreuten Seminar „Das Drama des jungen Schiller“ kennengelernt. Das reichlich langatmige Referat eines älteren Semesters über „Kabale und Liebe“ kam zu dem Fazit, dass der Tod der Liebenden im Sinne der leitenden Idee einer Theodizee (Benno v. Wiese ließ grüßen) notwendig sei, dass sie ihre Hybris eingesehen, mit ihrem Freitod die göttliche und weltliche Ordnung wiederhergestellt hätten und nun ihr Glück im Jenseits leben könnten. Die harmoniesüchtige, dem geltenden Diskurs verpflichtete Interpretation war für den jungen Protestanten (8. Semester) nicht akzeptabel. Also holte ich zu meinem ersten längeren kritischen Redebeitrag in einem Hauptseminar aus: dass der Referent das Verlangen der Liebenden nach Selbstbestimmung, ihre Sehnsucht nach Freiheit, ihren Kampf gegen die Intrige in der angeblich „guten Ordnung“ völlig übersehen hätte, und 1784 sehr wohl für eine neue weltliche Ordnung gestritten würde. Im übrigen bewerte Schiller das Theater als „moralische Anstalt“, aus dem die Zuschauer nach Ende der Vorstellung voller Empörung über die Ungerechtigkeiten in den Alltag zurückkehren sollten, um die Verhältnisse zu ändern und die Welt menschlicher zu machen. Das zustimmende Klopfen höre ich noch heute, auch wenn sicher in der folgenden Diskussion nach einem Ausgleich der Positionen gesucht worden sein dürfte.

Überrascht war ich allerdings, als ich nach dem Seminar von einer Hilfskraft mit ernstem Blick in die nächste Sprechstunde von Herrn Dr. Klussmann gebeten wurde. Würde ich eine Rüge für allzu unangemessene Forschheit bekommen, mir vielleicht sogar ein Wechsel von Münster an die Universität Göttingen empfohlen werden? Das Gespräch mit dem freundlichen Herrn K. verlief aber ganz unerwartet: Er stimme mit Professor Rasch meiner geäußerten These von der revolutionären Sprengkraft des Dramas im Ganzen zu. Ich sei eingeladen, ab dem SS 1960 an dem Oberseminar in der Literaturwissenschaft teilzunehmen und mir dort ein Forschungsthema zu suchen.

In den vielen Sitzungen des Oberseminars zwischen 1960 und 1964 ging es nicht nur um anspruchsvolle Diskussionen zu Themen der Literatur der Moderne, sondern wir beide sind in Körbecke am Möhnesee zum Wettlauf vor Zuschauern angetreten, haben in Paris über Dekadenz gestritten und haben alle gemeinsam einen heiteren Thomas-Mann-Abend gestaltet, der mit dem Lied endete:

Der Thomas Mann, der Thomas Mann,
Der ist uns jetzt egal!
Die Wonnen der Gewöhnlichkeit
die locken in den Saal!

Mit der Teilnahme an dem Oberseminar öffneten sich neue Horizonte der Wissenschaft, entstanden Freundschaften (seit welchem Semester war Marianne Linke dabei?) und kamen Anregungen für Dissertationen. Damit war ich auf die Spur der wissenschaftlichen Laufbahn gesetzt, die ich, mit Ausnahme des Referendariats 1963/64, nicht mehr verlassen habe. Dein in mich gesetztes Vertrauen hat mich auf dem Berufsweg von Münster über Wuppertal, Osnabrück, Oldenburg und Bayreuth nicht mehr verlassen. Mein Ruf an die Ruhr-Universität 1975 führte uns wieder in einem Institut zusammen. Zwar waren unsere Schwerpunkte in Forschung und Lehre unterschiedlich, aber in der Einschätzung der Aufgaben von Wissenschaft und Studium sowie der politischen Eingriffe in die Autonomie der Universität war Konsens schnell hergestellt.

Das Forschungsprojekt zur Geschichte des Deutschunterrichts in den beiden deutschen Staaten leitete mich 2001 in das von Dir gegründete Institut für Deutschlandforschung, wo unsere Zusammenarbeit, wie einst im Münsteraner Oberseminar, wieder enger wurde. Ebenso wie wir uns über die rigiden Sanktionen der sozialistischen Diktatur gegenüber ihren Bürgern aufregen konnten, sind wir doch überzeugt, dass die Menschen, vor allem die Künstler, in der DDR entscheidende Beiträge für die deutsche und europäische Kultur und Bildung geleistet haben. Inzwischen hat sich die Fragestellung des Instituts erweitert: es geht um das Zusammenwachsen in Europa und den besonderen Beitrag der Kultur in diesem Prozess.

Wir wünschen Dir Kraft und Ideen bei der Begleitung der neuen Projekte und anhaltende Gesundheit. Voraussetzungen sind schon vor Jahren mit den Aktivitäten auf der Mettnau gelegt worden, die meine Frau im Ansatz befördern durfte.

Beste Wünsche für weitere schöne und anregende Jahre von uns beiden

Dein Harro Müller-Michaels

Lieber Herr Klussmann,

es grüßt Sie ganz herzlich eine Seminar-Teilnehmerin des Modells Bochum im Sommer 1999 und Winter 1999/2000 von der Linguistischen Universität Nishnij Nowgorod. Ich erinnere mich ganz gerne an diese schöne Zeit: an die sehr interessanten, spannenden Lehr- und Kulturveranstaltungen, an die wunderbare Organisation des Projektes! Danke dafür, lieber Herr Professor Klussmann, Ihnen und Ihrem ganzen Team.

Ich möchte Ihnen zugleich die besten Glückwünsche zu Ihrem schönen Jubiläum ausrichten! Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit, viel Freude und Spaß am Leben – und alles Schöne für so einen guten Menschen!!!

Herzlich grüßt
Ihre

Swetlana Muratowa

Sehr geehrter Herr Klussmann!

Seit 1996, als ich Sie im Rahmen des Bochum-Projektes für russische Germanisten persönlich kennengelernt habe, bleiben Sie immer in meinem Herzen.

Sehr gerne denke ich zurück an warme, schöpferische Atmosphäre der Forschung, die Sie mit Ihrem Kollegen Herrn Dr. Frank Hoffmann für die Projektteilnehmer aus Russland geschaffen haben.

Dank Ihrer Mühe, Ihrem Talent und Ihrem romantischen Geist sind für uns alle Veranstaltungen im Bochumer Institut für Deutschlandforschung unvergesslich geworden. Interessante Gesprächsthemen, nächtliche Lesungen in der Unibibliothek, spannende Ausflüge und Reisen – alles war so, wie es nur Sie machen können. Beindruckendes Deutschlandbild und Impulse für Weiterbildung und Forschung sind die Ergebnisse unseres Aufenthaltes in Bochum im Sommer 1996 und Winter 1997. Dafür sind wir Ihnen sehr dankbar.



Haben Sie auch vielen Dank dafür, dass Sie bleiben, wie Sie sind – unglaublich klug und wissbegierig, gutherzig und kontaktfreudig, romantisch und elegant. Sie sind tatsächlich ein großartiger Mensch!

Und es ist eine große Ehre für mich, Sie persönlich zu kennen.

Herzliche Glückwünsche zum 90. Geburtstag!

*Fr. Prof. Dr. Shanna Nikonova
Linguistische Universität Nishnij Novgorod, Vizerektor*

Teilnehmerin des Bochum-Projektes für russische Germanisten 1996-1997

Professor Dr. Hubert Orłowski
orlowhub@amu.edu.pl

Poznan, im Februar 2013

Lieber Herr Professor Klussmann,

**Sie sind eine „helle Gestalt“ in der Reihe all derer,
die sich in den letzten Jahrzehnten für eine authentische Vertiefung
der polnisch-deutschen Beziehungen im akademischen Leben
verdient gemacht haben. Ich wünsche Ihnen noch viele, viele Jahre
intellektueller Aktivitäten.**

Danke!

Und mit herzlichen Grüßen

Ihr Hubert Orłowski

*Sehr geehrter, lieber Herr Klussmann,
es ist eine große Freude und Ehre für mich, Sie zu
diesem besonders schönen Anlass begrüßen zu dürfen –
herzlichen Glückwunsch zum 90. Geburtstag!*

*Aus dem noch recht winterlichem Lettland schicke ich
Ihnen viel Sonne, Licht und schon etwas frühlingshafte
Meeres Stimme!*

*Hier in Rīga behalte ich immer ein Stückchen meiner
Bochumer Zeit, und Ihre Stimme, Ihre besondere
Intonation, mit welcher Sie erzählten oder Gedichte
gelesen haben, ist ein Teil meiner Erinnerung.*

*Gute Laune und Lebensfreude wünsche ich Ihnen von
Herzen!*



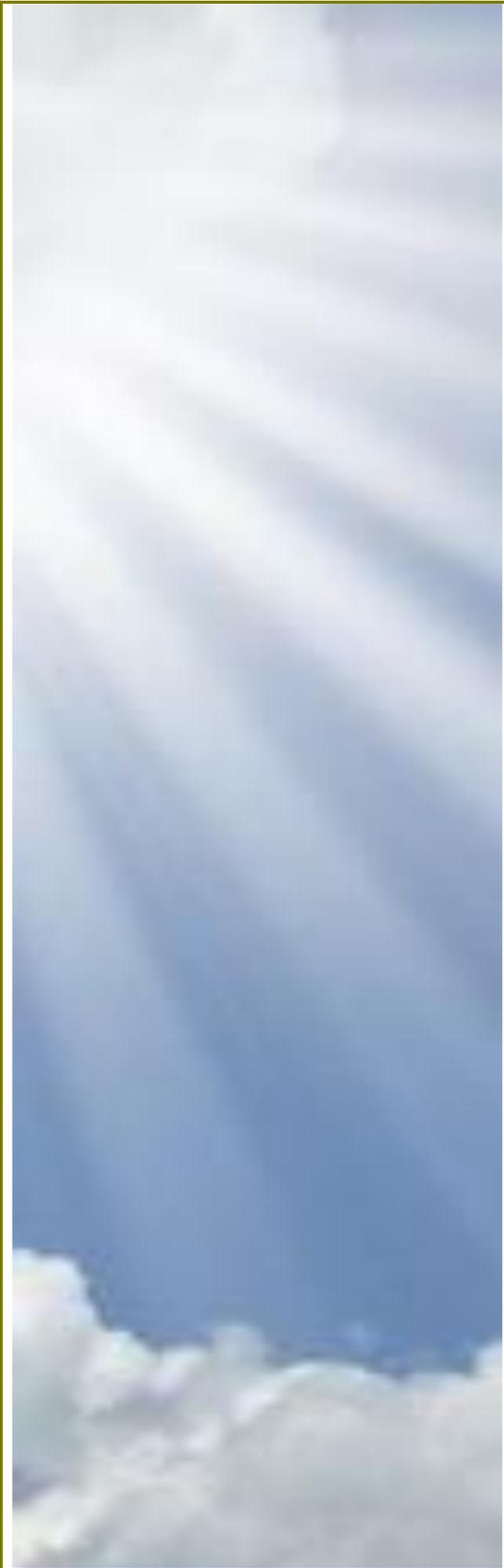
*Dr. Nadežda Pazuhina
Rīga, Lettland*

*Und hier ist eine poetische Meereslandschaft
des lettischen Dichters Ojārs Vācietis (1933-1983)*

Livlands Küste

*Hier, wo der Strand gefüllt
schon ewig war mit Seelöwen,
schlafenden Sauriern aus Stein
und gegen Meeresbucht
wie ein Gefährte plätschert,
haben die Zeiten nicht
und kein dahingegang'ner Fischer auch
ein Ende –
leg an den Stein das Ohr,
die Pulse und die Zeitalter, sie ticken. (...)*





Sehr geehrter Herr Kfussmann!

*Beste Wünsche
und liebe Grüße
zu Ihrem Geburtstag!*

*Möge die Straße
Ihnen entgegenreisen,
möge der Wind
immer in Ihrem Rücken sein,
möge die Sonne
warm auf Ihr Gesicht scheinen
und der Regen sanft
auf Ihre Felder fallen.
Und bis Sie leben,
halte Gott Sie im Frieden
seiner Hand!*

Fr. Dr. Irina Pelaschenko

Wisława Szymborska

Geburtstag

Soviel Welt auf einmal von überall Welten:
Moränen, Muränen und Meere und Mähren,
Karfunkel und Funken und Bären und Beeren –
wo stell ich das hin, und wie soll ich mich wehren?
Die Minze und Pilze, die Drosseln und Brassens,
die Dillen und Grillen – wie soll ich das fassen?
Die Schönchen und Tränchen, Gorillas, Berylle –
ich danke, mich überfordert die Fülle.
Wohin mit der Pracht, mit den Kletten und Kressen,
Pantoffeln und Pantheren, den Nüssen und Nässen?
Wohin mit dem Fink, wo das Silber verstecken,
was tu ich im Ernst mit den Mücken und Schnecken?
Das Dioxyd ist mir zu teuer, ich passe,
und erst der Achtfüßler oder die Assel.
Auch ohne das Preisschild ahn ich die Preise
der Sterne, nein, danke, ich kann's mir nicht leisten.
Mir ist dieser Aufwand zu groß, zu erlesen.
Wie wird damit fertig ein irdisches Wesen?
Ich bin hier ja nur eine winzige Weile:
versäume das meiste, von weitem, in Eile.
Bin unfähig, alles mit nichts zu vergleichen.
Verliere auf meiner Reise das Veilchen.
Ich kann's mir nicht leisten, wie ich mich auch mühte,
den Umstand des Halms, des Blatts und der Blüte,
nur einmal im Raum, seit niemals, tatsächlich,
verächtlich genau und erhaben zerbrechlich.

Übersetzung: Karl Dedecius

Aus: Wisława Szymborska. Hundert Gedichte – Hundert Freuden, Warszawa 2003, S. 45

Lieber Prof. Klussmann,

**Ihnen herzliche Geburtstagswünsche und schönen Dank für die
Erweckung wissenschaftlicher Neugier! Als kleines
Geburtstagsgeschenk schenke ich Ihnen dieses schöne Gedicht von
Wisława Szymborska.**

Ihre Anna Pelka

Bochum, 17. Februar 2013

Lieber Herr Klussmann,

vorweg herzliche Glückwünsche zu Ihrem runden Geburtstag - mögen weitere gute Jahre folgen!

Näher kennen gelernt haben wir uns erst zum Zeitpunkt Ihrer Emeritierung, Ende der 1980er Jahre. Damals wurden Sie zum wesentlichen Motor bei der Gründung einer wissenschaftlichen Einrichtung, die es so, in ihrer interdisziplinären Breite, in der damaligen Bundesrepublik nicht gegeben hat. Wir nannten diese Einrichtung zeitversetzt *Institut für Deutschlandforschung*. Eigentlich sollte seinerzeit die in unterschiedlichen Fächern der Ruhruniversität verstreute DDR – Forschung gebündelt werden - von der Literaturwissenschaft über die Sozial- und Rechtswissenschaften bis hin zu Geographie, Pädagogik und Geschichtswissenschaft – ich selbst beschäftigte mich seinerzeit mit dem deutsch – deutschen Handelsaustausch. Die friedliche Revolution in der DDR, die große Zeitenwende von 1989/ 90, hat dann unser aller Bemühen in eine neue, in die gesamtdeutsche Richtung gelenkt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie überrascht und freudig erregt wir waren, mochte dem einen oder anderen damit auch einer seiner gewohnten Arbeitsbereiche – die DDR durch die Brille des Westens zu betrachten – verloren gegangen sein.

Dabei entsinne ich mich eines eigenen kleinen „Eiertanzes“: Als damaliger Vorsitzender des wirtschaftshistorischen Ausschusses des *Verein für Socialpolitik* war ich für dessen Jahrestagung im Frühjahr 1990 verantwortlich, in der es um „ordnungspolitische Weichenstellungen nach dem Zweiten Weltkrieg“ ging. Die Beiträge konzentrierten sich praktisch ausschließlich auf die westlichen, genauer: bundesdeutschen Erfahrungen, da die Themen bereits ein Jahr vorher vereinbart worden waren. Die neue, die gesamtdeutsche Perspektive konnte ich nur durch ein *Hintertürchen* einbringen – dank eines Vorwortes, das die neuen ordnungspolitischen Herausforderungen auch bezüglich der jetzt neuen Bundesländer ansprach, aber herzlich wenig mit den zu publizierenden Aufsätzen zu tun hatte – Wissenschaftler sind schlechte Propheten...

Viel habe ich in den folgenden Jahren von Ihnen gelernt. Ich lernte, dass das Geheimnis Ihrer Vitalität nicht nur, aber auch in den Radtouren am Bodensee zu suchen war, ebenso in Ihrem Ehrgeiz, bei internationalen Schwimmmeisterschaften in der Altersgruppe 80+ präsent zu sein; vor allem aber lernte ich Ihre gleichsam jugendliche Neugier und Kreativität zu bewundern, wie Sie mit immer neuen Ideen neue Projekte auf den Weg brachten – sei es das „Paradepferd“ Promotionskolleg Ost – West, sei es die enger werdende Zusammenarbeit auf internationaler Ebene, die das Institut „europäisierte“, seien es die vielen Publikationen, die Sie – zusammen mit Frank Hoffmann und Silke Flegel – zu einer Visitenkarte des Instituts machten. Das ist umso höher einzuschätzen, als das Institut ständig zu improvisieren hatte, materiell die längste Zeit von der Hand in den Mund lebte, was freilich auch ein gehöriges Maß an Selbstaussbeutung bei Ihnen und den Mitarbeitern voraussetzte. Vielleicht wird ein späterer Universitätshistoriker weniger die in den Akten und Vorlesungsverzeichnissen dokumentierten Arbeitsergebnisse würdigen, als vielmehr darüber überrascht sein, dass eine Einrichtung ohne jeden Unterbau mehr als zwei Jahrzehnte überleben konnte – dank der Improvisationskunst seines langjährigen Direktors (der das nach dem Buchstaben der Universitätssatzung als Emeritus eigentlich niemals hätte sein dürfen), dank dessen Fähigkeit, uns sprachgewaltig eine Stimme nach außen zu geben, dank seiner Integrationskraft nach innen.

Das alle sind gute Gründe, dankbar zu sein, dankbar dafür, dass ich Sie mehr als zwanzig Jahre begleiten durfte. Ich hoffe, dass unser gemeinsames Nachdenken über Deutschland in Europa noch einige Jahre möglich sein wird.

Herzliche Grüße zum „90.“, Ihr Dietmar Petzina

Sehr geehrter Herr Professor Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag möchte ich Ihnen ganz herzliche Wünsche verschicken – vor allem viel Gesundheit und ungebrochene Lebensfreude mit der Sie uns alle immer angesteckt haben.

In sehr dankbarer Erinnerung an all Ihre konstruktiven Vorschläge und Unterstützung, und auch an das gemeinsame Gespräch über Horst Bienek und die schlesische Literatur an dem Oder-Damm in Frankfurt an der Oder, habe ich an Sie mein Horst-Bienek-Buch verschickt.

Mit herzlichsten Grüßen aus Opole/Kosorowice

Dr. Daniel Pietrek

Gerhard Plumpe



Meinem verehrten Lehrer Paul Gerhard Klussmann gelten meine herzlichsten Glückwünsche und Grüße zu seinem Neunzigsten Geburtstag. Ich habe das Fach „Neuere Deutsche Literaturwissenschaft“ eigentlich nur bei ihm studiert. Seine Vorlesungen und Seminare haben mich maßgeblich geprägt. Bewundert habe ich seine Offenheit für neue Ideen und Fragestellungen, die in meiner Studienzeit eruptiv in die Universität drängten und die Verständnisbereitschaft der Professoren und Dozenten eminent herausforderten. Bewundert habe ich aber auch seine Kompromisslosigkeit, wenn es um die Geltung der Literatur ging, die er als eigentlichen Gegenstand unseres Faches unbeirrt festhielt. Paul Gerhard Klussmann war später mein Doktorvater und hat mich auch durch den Kursus der Habilitation geleitet. Akademisch verdanke ich ihm alles.

Es mag Anfang der Siebziger Jahre gewesen sein, als Paul Gerhard Klussmann in einem Gesprächskreis am Rande der Universität und in einem Kontext, der meiner Erinnerung entflohen ist, auf ein literarisches Motiv hinwies, das ihm ungemein reizvoll zu sein schien und das seiner Bearbeitung noch harre. Das „Niemandland“ als Topos und Figura einmal durch die Geschichte der Dichtung hindurch zu verfolgen und in seinen wechselnden Konstellationen zu erschließen, das schien ihm eine reizvolle Aufgabe zu sein, zu der er seine jungen Gesprächspartner wohl ermuntern wollte. So habe ich es jedenfalls in Erinnerung behalten und nicht mehr vergessen. Immer mal wieder dachte ich daran, mich an die Arbeit zu machen, aber anderes schob sich vor und verlangte meine Aufmerksamkeit. Erst als ich mich intensiver mit dem Werk Ernst Jüngers auseinander setzte, fand ich Gelegenheit, die Anregung Paul Gerhard Klussmanns zu einem kleinen Teil ins Werk zu setzen. Ich begann einiges nieder zu schreiben und habe aus diesen Aufzeichnungen häufiger an Universitäten des Auslandes vorgetragen. Nun ist es mir eine große Freude, eine kleine Studie über das Niemandland meinem Lehrer zu seinem 90. Geburtstag zu widmen.

Gerhard Plumpe

Das Niemandsland als Utopie im Werk Ernst Jüngers

Paul Gerhard Klussmann zum 90. Geburtstag am 25. Februar 2013 gewidmet

I.

Glaukt man den Wörterbüchern, dann ist der Ausdruck „Niemandsland“ erst während des ersten Weltkriegs gebräuchlich geworden, um das stets umkämpfte Terrain zwischen den im Stellungskrieg erstarrten Fronten der militärischen Gegner zu bezeichnen. Später nannte man auch die Zone zwischen den Grenzen benachbarter Staaten „Niemandsland“. Als „Zwischenraum“ hat das Niemandsland die Phantasie der Dichter freilich schon herausgefordert, als der Begriff noch gar nicht geprägt war. Leicht lassen sich die Gründe nennen. In Niemandes Land scheint, wenn nicht alles, so doch viel mehr möglich zu sein als in Gebieten, die herkömmlicher Ordnung unterliegen. So mag der Übertritt über die Grenze als Gang ins Offene erscheinen, in einen Raum voller Überraschungen, die nicht vorhergesehen werden können, weil sie sich den diesseits der Grenze erworbenen Erfahrungen nicht fügen müssen. Das Niemandsland weckt die Abenteuerlust, es ist die Zone des Grenzgängers. Anders aber als die Eroberer weiter und oft fast menschenleerer Großräume wie im Falle der Erschließung Sibiriens oder der Züge weißer Siedler durch die Prärien Nordamerikas weiß sich der Abenteurer im Niemandsland stets in der Nähe unbezweifelbarer Grenzen; gerade diese Nähe der vertrauten Ordnung gibt seinem Gang über die Grenze ihre besondere Prägung des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen; es ist gewissermaßen ein Übertritt in Sichtweite der Normalität, der gewohnten Ordnung.

In Gottfried Kellers Erzählung *Romeo und Julia auf dem Dorfe* aus dem Jahre 1855 kommt diesem Niemandsland als Zwischenraum eine ganz außerordentliche Bedeutung zu. Es handelt sich in dieser Novelle um ein brachliegendes Ackerstück zwischen zwei wohlbestellten Feldern, offenbar eine *terra nullius*, niemandes Land. *An einem sonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Äcker, und zwar auf jedem der beiden äußersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüst zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Tierchen summt ungestört über ihm.* Diese Wüste zwischen bäuerlichem Kulturland dient nun den Kindern der beiden Bauern, dem Mädchen Vreni und dem Jungen Sali, als Ort kindlicher Spiele: *Sie begaben sich, sagt die Erzählung, auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derselbe mit*

seinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildnis darstellte. Jenseits gewohnter Ordnungen, aber in Hörweite ihrer Väter spielen sie hier verbotene Spiele kindlicher Grausamkeit und erster Erotik. Aus diesem Paradies werden die Kinder aber vertrieben, als ihre Väter damit beginnen, die Wüste des brachliegenden Ackers zu kultivieren. Wie auf Verabredung pflügen sie nun in jedem Spätsommer einige Furchen in die Wildnis und schlagen sie dem eigenen Ackerland stillschweigend hinzu. Aus dem Zwischenraum von niemandes Land droht eine bloße Grenze zu werden, zumal beide Bauern den immer enger werdenden Streifen zwischen ihren Äckern mit den Steinen markieren, die sie während des Pflügens aus dem Boden entfernen. Das Niemandsland wird zur Mauer. *Die Steine wurden immer mehr zusammengedrängt und bildeten schon einen ordentlichen Grat auf der ganzen Länge des Ackers, und das wilde Gesträuch darauf war schon so hoch, dass die Kinder (...) sich nicht mehr sehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenseits ging.* So ist es kein Niemandsland mehr, in dem sie sich treffen, sondern der weithin sichtbare Kamm eines Steingebirges, das die Territorien ihrer Väter trennt. Als die illegitime Aneignung des Niemandslandes schließlich so weit vorangekommen ist, dass die Äcker der Väter unmittelbar aneinanderstoßen und nur noch durch eine juristische Unterscheidung getrennt sind, ist es mit dem kindlichen Spiel zwischen den Zonen der Normalität endgültig vorbei; für ihre in der bäuerlichen Gesellschaft unmögliche Liebe finden die Heranwachsenden buchstäblich keinen Ort, kein Niemandsland mehr, so dass ihnen nichts bleibt als der gemeinsame Liebestod.

Dass sich der Reiz des Niemandslandes für die Phantasie nicht zuletzt seiner stets präsenten und unübersehbaren Infragestellung durch die Räume der Ordnung, des Gesetzes oder der Norm verdankt, dass das Niemandsland nur in dieser Bedrohung fasziniert und nicht als endlos weiter Raum jenseits aller Grenzzeichen, wird auch aus einem kleinen autobiographischen Essay ablesbar, den der Philosoph Theodor W. Adorno im Jahre 1966 den Ferienreisen seiner Kindheit in den Odenwald vor dem ersten Weltkrieg gewidmet hat. *Zwischen Ottorfszell und Ernsttal verlief die bayerische und badische Grenze. Sie war an der Landstraße durch Pfähle markiert, die stattliche Wappen trugen und in der Landesfarbe spiralig bemalt waren, weiß-blau der eine, der andere, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, rot-gelb. Reichlicher Zwischenraum zwischen beiden. (...) Das Land aber, das sie umschlossen und das ich, spielend mit mir selbst, okkupierte, war ein Niemandsland. Später, im Krieg, tauchte das Wort auf für den verwüsteten Raum vor den beiden Fronten. Es ist aber die getreue Übersetzung des griechischen (...), das ich damals desto besser verstand, je weniger ich es kannte, Utopie.* Utopisch ist das Niemandsland für Adorno allein in der

Erinnerung an eine kindliche Erfahrung, der die Wahrzeichen der Herrschaft, die in den Hoheitsfarben ihrer Staaten bemalten Grenzpfähle zu einem ästhetischen Faszinosum werden, das alle Merkmale staatlicher Autorität verloren hat. *Mein Vergnügen (...) galt (...) den bunten Landesfarben, deren Beschränkendem ich zugleich mich entronnen fühlte.* Nur vom Niemandsland aus, im utopischen Blick also, sind die Grenzpfähle nicht länger Zeichen der Herrschaft und der Repression, sondern als farbiges *Ensemble von Verschiedenem* schön.

Kindliche Grenzgänge im Niemandsland, wie sie uns Kellers Erzählung und Adornos Reminiszenz vorstellen, verweisen auf die topologische Eigenart dieses Zwischenraums, die seine Faszination wohl grundlegend bestimmt; das Niemandsland ist eine Zone des Ungewöhnlichen und des Abenteuers in Reichweite ihrer permanenten Infragestellung durch das Gewöhnliche und Banale; es bedarf offenbar eines kindlichen Blickes, um die Anzeichen ihrer Bedrohung wenigstens für Augenblicke zu übersehen und in ihr glücklich zu sein. Utopisch ist der Augenblick im Niemandsland, weil er die Insignien der Macht und des Gesetzes ästhetisch wahrzunehmen versteht und sie so seiner Souveränität unterwirft.

II.

Niemand hat sich im 20. Jahrhundert eindeutiger als Grenzgänger im Niemandsland wahrgenommen als der Schriftsteller Ernst Jünger. Noch als Schüler und vor dem ersten Weltkrieg entflohen er dem bürgerlichen Alltag nach Nordafrika in die Fremdenlegion; während des Weltkrieges zeichnete er sich als kaltblütiger Stoßtruppführer aus; später experimentierte er mit Drogen aller Art; schließlich wählte er ein intellektuelles Niemandsland, in dem er als Autor und Naturforscher *Grenzgänge* der unterschiedlichsten Art unternahm.

Ernst Jünger wurde 1895 geboren. Sein Leben umspannt das gesamte 20. Jahrhundert, denn er starb erst 1998 im Alter von 102 Jahren. *Ernst Jünger war das menschengewordene zwanzigste Jahrhundert*, hat der Philosoph Paul Virilio gesagt. Nach einem kurzen afrikanischen Abenteuer in der Fremdenlegion nahm er als Kriegsteilnehmer am ersten Weltkrieg teil und wurde als einer der ganz wenigen Infanteristen mit dem höchsten, eigentlich den Offizieren der Luftwaffe vorbehaltenen Orden „Pour le mérite“ ausgezeichnet. Nach dem Krieg betrieb Jünger naturwissenschaftliche und philosophische Studien; gleichzeitig publizierte er in rechtskonservativen, nationalistischen Zeitschriften. Anders als Intellektuelle wie Bennis, Heidegger oder Carl Schmitt bewahrte Jünger allerdings von Beginn an Distanz zum Nationalsozialismus. Im zweiten Weltkrieg war Jünger Offizier der deutschen Besatzungstruppe in Paris und unterhielt Kontakte sowohl zu Mitgliedern des französischen wie des deutschen militärischen Widerstands. 1944 wurde er aus der Wehrmacht entlassen.

Nach dem Krieg lebte Jünger bis zu seinem Tode zurückgezogen in der Provinz und publizierte als Schriftsteller und Entomologe von Rang. Sein Werk ist ungewöhnlich umfangreich und umfasst neben literarischen Arbeiten im engeren Sinn vor allem politische Publizistik, philosophische Essays, naturwissenschaftliche Studien, militärtheoretische Abhandlungen und eine große Anzahl von Tagebüchern. Zwei seiner Veröffentlichungen haben besonders viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen: das frühe Kriegstagebuch *In Stahlgewittern* und der Roman *Auf den Marmorklippen* aus dem Jahre 1939, das eine kaum verschlüsselte Abrechnung mit den Machthabern des Nationalsozialismus enthält, aber auch als generelle Kritik an totalitären politischen Systemen gelesen werden kann.

Jünger war ein ungewöhnlich umstrittener Schriftsteller. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre die Beschäftigung mit seinem Werk kaum umstandslos möglich gewesen; sie hätte vielmehr einer eingehenden Begründung, ja Entschuldigung bedurft. Als ihm im Jahre 1982 der Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main verliehen werden sollte, protestierte etwa die Fraktion der Grünen im Frankfurter Magistrat mit dem Argument gegen diese Ehrung, dass Jünger ein *Kriegsverherrlicher und erklärter Feind der Demokratie* und außerdem *ein durch und durch a-moralischer Mensch* sei. Solche Einwürfe gegen den Rang eines Schriftstellers mögen heute eher Kopfschütteln hervorrufen, zumal der Namensgeber des Preises, Goethe, einer strengen Überprüfung seines Verhältnisses zu Krieg, Demokratie und Moral seitens der Grünen sicher nicht standgehalten hätte. Die Qualität von Literatur kann an den Maßstäben einer *political correctness* nicht abgelesen werden, sonst würde die europäische Literaturgeschichte seit Homers Schilderung des trojanischen Kriegs geradezu entvölkert. Nach dem Ende des totalitären 20. Jahrhunderts im Jahre 1989 wird man die politischen Versuchungen von Schriftstellern und Intellektuellen rechter oder linker Provenienz heute mit mehr Distanz auf ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin untersuchen können.

III.

Das *Niemandsland* hat Jünger von Anfang an intellektuell fasziniert. Angeregt durch Abenteuerromane und Reiseberichte schwärmte er zunächst wie viele seiner Altersgenossen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als das deutsche Reich noch Kolonien besaß, von Afrika, das alle Reize des Exotischen und Außergewöhnlichen zu versprechen schien. In seiner 1936 erschienenen Erzählung *Afrikanische Spiele* hat Jünger seine Abenteuer in der Fremdenlegion und seine Erfahrungen im arabischen Afrika kaum verschlüsselt dargestellt. Die Langeweile der bürgerlichen Welt mit ihrer Sekuritätsmentalität, ihrem Versicherungsdenken, ist Auslöser der Fluchträume gewesen. *Der Bürger*, schreibt Jünger später, *ist zu begreifen als der*

Mensch, der die Sicherheit als einen höchsten Wert erkennt und demgemäß seine Lebensführung bestimmt. Demgegenüber ist das Abenteuer ein unversicherbares Risiko und nur deshalb reizvoll. Es entzieht sich allen Nützlichkeitsabwägungen und steht jenseits der bürgerlichen Sphäre. Ich vermutete, schreibt Jünger, das Außerordentliche jenseits der sozialen und moralischen Sphäre (...), die mich umschloss. Daher wollte ich auch nicht, wie es diesem Alter oft eigentümlich ist, Erfinder, Revolutionär (...) oder irgendein Wohltäter der Menschheit werden, mich zog vielmehr eine Zone an, in der der Kampf natürlicher Gewalten rein und zwecklos zum Ausdruck kam. Eine solche Zone hielt ich für wirklich; ich verlegte sie in die tropische Welt...“ Als Überschreitung der bürgerlichen Welt konsumiert sich das Abenteuer selbst, ohne irgendeinen etwa politischen oder humanitären „Mehrwert“ zu erbringen. Das *Leben auf ungebahntem Weg* beginnt, als der Held der Erzählung sein monatliches Schulgeld nicht zweckgemäß verwendet, sondern einen Revolver samt Munition erwirbt und nach Frankreich flüchtet. Bereits der Übertritt über die Grenze zwischen Metz und Verdun ist ein erstes Abenteuer. In Verdun tritt er in die Fremdenlegion ein; das Außerordentliche dieses Schrittes wird aber bereits hier relativiert, als er erfährt, dass er nur einer unter vielen Hasardeuren und Gescheiterten ist, die sich von der Legion anwerben lassen. *Verdrießlich* sei es, *wenn wir wähnen, dass wir uns in eigenartigen Gebieten bewegen, und dann erfahren, dass schon viele andere vor uns genau in derselben Lage gewesen sind.* Der Drill und die Routine innerhalb der Legion tun ein Übriges, und ein Militärarzt in Marseille nimmt dem jungen Abenteuerer die letzte Illusion, als er ihm *Langeweile tödlichster Art* in Afrika prophezeit, das längst *Europa* geworden sei. Schon Rimbaud sei mit seinen exotischen Phantasien an der afrikanischen Wirklichkeit gescheitert. *Kehren Sie daher zu Ihren Büchern zurück.*

Tatsächlich entpuppt sich das Afrika des französischen Kolonialreiches rasch als „Europa“ mit Eisenbahnen, Post und Telegraphie; ein vermeintlicher Dschungel stellt sich als Artischockenfeld heraus und die Exotik der tropischen Küste ist nichts als Augentäuschung. *Ich war überrascht, als ich in der Tiefe so herrliche Muscheln schimmern sah, wie man sie nur aus den Träumen kennt - eine ganze Muschelbank, die in schillernden, selbstleuchtenden Farben auf blauem Grunde sich breitete. Begierig stürzte ich auf sie zu; allein als ich die Stätte erreichte, ging es mir wie allen, denen Rübezahl Gesellschaft geleistet hat: der funkelnde Schatz wandelte sich in einen Haufen von glühenden Kohlen um.* Denn oben auf der Klippe befand sich ein kleiner Industriebetrieb, der seine Kohleschlacken umstandslos ins Meer entsorgte. Die Enttäuschung hätte nicht größer sein können. So kostet es den Vater des

Abenteurers auch keine Mühe, nur Geld, um die Fremdenlegion davon zu überzeugen, den Ausreißer nach Europa zurückzuschicken.

Wenn man in Afrika statt der erträumten Außerordentlichkeit aber nur „Europa“ findet, dann muss man „Afrika“ in Europa suchen. Das ist die Lehre, die Jünger in seinem ersten Grenzgang erteilt wird. Das Niemandsland liegt nicht in der Ferne, weil jede Ferne immer schon zivilisiert, d. h. dem Versicherungsdenken anheimgefallen ist. Das Außerordentliche findet sich vielmehr überall. Es gehört zu den interessantesten Aspekten der *Afrikanischen Spiele*, die große Stadt als Ort der Überschreitung und *Niemandsland* mit dem entzauberten Afrika zu konfrontieren. In einer Passage der Stadt Hannover begegnet dem Herumbummelnden das Außergewöhnliche. Wie etwa zur gleichen Zeit Kracauer und Benjamin widmet sich Jünger dem Reiz der großstädtischen Passage mit ihren optischen und akustischen Sensationen. Als Durchgangsort zwischen zwei Straßenzügen ist die Passage eine Schwelle und ein Übergang, ein Übergang zwischen Innen und Außen, Tag und Nacht, bürgerlicher Welt und delinquentem Milieu, Warenwirtschaft und Divertissement. Wachsfigurenkabinette, erotische Filme und Postkarten, Musikautomaten, Schnellrestaurants und Parfumerständer oder Duftverstärker erzeugen ein sensorisches Chaos, das den Flaneur aller gewohnten Wahrnehmung enthebt. *Hier fühlte ich mich geborgener, zugehöriger - ich hatte bereits (...) unklar gespürt, dass es für einen, der auf Abenteuer zieht, einen leeren Raum nicht gibt, sondern dass er bald mit unbekanntem Kräften Berührung gewinnt. Es wird ihm, allein durch die veränderte Art, sich zu bewegen, ein neues Treiben sichtbar, dass dem Müßiggange, dem Verbrechen, dem Vagantentum gewidmet ist - eine breite und überall verteilte Sicht, die das bürgerliche Element begrenzt und ihn als Bundesgenossen in Anspruch zu nehmen sucht.*

Später begegnet dem Spaziergänger oder Flaneur Ähnliches im Hafenviertel von Marseille und selbst in dem Gassengewirr der Legionärsstadt Sidi-Bel Abbas. Das Niemandsland kann überall sein, es begegnet auch in Traum und Rausch. In Afrika trifft der Ausreißer einen altgedienten Legionär, der diese Lebensform tatsächlich als Abenteuer einer immer neuen Überschreitung zu praktizieren weiß, im Kampf, in der Lektüre und im Drogenkonsum. Dieser Charles Benoit berichtet über seine Erfahrung mit Opium: *Es ist schwer zu beschreiben, wie es mir da zumut geworden ist. Du musst dir denken, dass an einem Wege, den du schon hundertmal gegangen bist, der Eingang zu einer Höhle sich geöffnet hat. (...) Du siehst das Kleine unendlich vergrößert und das Große unendlich klein, kannst Stunden um Stunden eine Blume betrachten und siehst die Welt wie einen Apfel, den du mit der Hand umschließt.* Solche Intensivierungen der Wahrnehmung durch Drogen setzen allerdings ihre

souveräne Handhabung voraus, wie Jünger im Blick auf seine eigenen Experimente mit Drogen aller Art hervorheben wird.

IV.

Noch vor dem Abitur meldet sich Jünger im August 1914 als Kriegsfreiwilliger; im Dezember steht er an der Front in Frankreich. Auf der ersten Seite der *Stahlgewitter* lässt er deutlich werden, dass die Motive, die ihn nach Afrika führten, auch hinter seiner Kriegsbegeisterung standen. *Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr.* Ebenso schnell allerdings, wie die afrikanische Erwartung enttäuscht wurde, wird auch die Abenteuerlust des jungen Soldaten desillusioniert. Der technische Großkrieg lässt persönliches Heldentum kaum noch zu; er verwandelt den Soldaten viel eher in einen Arbeiter, der an der industriellen Vernichtung des Feindes ebenso mitarbeitet, wie er dessen Tötungsmaschinerie hilflos ausgeliefert ist. Technische Routine statt heroischer Taten: Das ist die Bilanz, die der junge Soldat schon nach wenigen Tagen an der Front zieht. *Ich entdeckte (in den Kameraden) eine besondere Art von unbekanntem Arbeitern im tödlichen Raum.* In der Industrialisierung des Großkrieges entziffert Jünger eine welthistorische Zäsur, die die bürgerliche Ära endgültig zu Grabe tragen wird. Künftig wird der „Arbeiter“ im planetarischen Maßstab dominieren und das bürgerliche Individuum ablösen. Der Arbeiter in Krieg und Frieden wird zum Appendix technischer Aggregate und muss sich in Psyche und Physiologie darauf einstellen, während das alte Individuum noch glauben mochte, von seinen Werkzeugen oder Waffen einen selbstbestimmt - souveränen Gebrauch zu machen. Der erste Weltkrieg ist für Jünger die große Epochenwende. Daher findet man in seinen Kriegstagebüchern auch keinerlei herkömmliche Legitimationsversuche des großen Gemetzels, wie sie sich Thomas Mann etwa leistete, der in seinen *Gedanken im Kriege* deutsche Kultur gegen westliche Dekadenz und deutsche Soldaten gegen *Wilde* kämpfen sah. Jünger konstatiert demgegenüber, *dass der Sinn, mit dem man ausgezogen war, sich verzehrt hatte (...). Der Krieg warf tiefere Rätsel auf.* Und in der 1923 veröffentlichten Erzählung *Sturm* heißt es lapidar: *Heute hatte man Worte wie (...) ‚Heldentod‘ so rastlos gehetzt, dass sie - wenigstens dort, wo wirklich gekämpft wurde - längst einen witzigen Beigeschmack bekommen hatten.* Mit einem Wort: Allen Legitimationsversuchen des industriell geführten Krieges mit der Semantik der bürgerlichen Ära ist der Boden entzogen; Nationalismus oder Chauvinismus eignen sich als Sinnressource nicht länger, wo in weltweitem Maßstab, wenn auch destruktiv, nach den gleichen Prinzipien

„gearbeitet“ wird. Der Weltkrieg bringt die globale Dimension der neuen Technik erstmals zur vollen Sichtbarkeit, - das ist die Erfahrung des Frontkämpfers.

Innerhalb des fabrikmäßigen Massentötens gibt es allerdings die besondere Zone des Niemandslandes. Sie verdankt sich den im Dauerfeuer der Geschütze erstarrten Frontlinien, deren Topographie Jünger in seinen Tagebüchern immer wieder exakt beschreibt. Zwischen den von Drahtverhauen gesicherten feindlichen Hauptkampflinien befindet sich eine oft nur wenige hundert Meter breite Zone, die stets umkämpft und in Niemandes Hand ist. In ihr ist das Außerordentliche noch möglich; ja sie erscheint dem Blick des Soldaten wie „Afrika“ in Europa: *Wenn Mittags das Niemandsland im heißen Glaste flackerte, fing sich in (der) Mulde ein betäubender Duft von gärender Erde und ätherischem Blumenöl. Die Flora des Landes hatte sich seltsam verändert, seitdem nicht mehr die Sense darüberging. (...) Nun lag über den Feldern ein (...) heißerer und wilderer Geruch.* Die „tropische“ Zone des Niemandlandes zwischen den Fronten unterscheidet sich scharf von dem Geschehen hinter ihnen. Hinter den vordersten Gräben herrschen die Routine militärischer Disziplin und die Gesetze der Arbeitswelt; der bunkerähnliche Ausbau der Unterstände verlängert das Versicherungsdenken an die Front; der industrielle Tod aus der Ferne ist zwar allgegenwärtig, führt aber zu äußerster Abstumpfung; am Ende regiert Langeweile. *Statt der erhofften Gefahren hatten wir Schmutz, Arbeit und schlaflose Nächte vorgefunden, deren Bezwingung ein uns wenig liegendes Heldentum erforderte. Schlimmer noch war die Langeweile, die für den Soldaten entnervender als die Nähe des Todes ist.*

Anders das Niemandsland vor den Fronten. Es erscheint als *Dschungel*, den die Natur von aller Kultivierung der Landschaft zurückerobert hat; als Zone erschwerter Orientierung im Ungebahnten und Weglosen, als Zone der Irrelevanz jeder Ordnung und Vorschrift, als Zone höchsten Risikos und unvorhersehbarer Gefahr, als Zone des Schocks und schließlich als Zone, in der noch Auge in Auge mit Pistole, Handgranate, Dolch oder bloßen Händen gekämpft wird, wo es auf Geistesgegenwart, Unerschrockenheit und Tapferkeit ankommt, auf Haltungen also, die der industrielle Krieg von seinen Arbeitern ansonsten nicht mehr verlangt. Im Niemandsland wird der Soldat zum Abenteurer, der nach selbstgewählten Regeln vorgeht, militärische Anordnungen der Führung ignoriert und in fast sportlicher Einstellung das Duell sucht. Was für den Generalstab ein *Plan* war, wird für den Stoßtruppführer im Niemandsland eine *mit Leidenschaft erlebte Wirklichkeit*, in der der Feind Gegner ist, dem eine *fast sportsmännische Achtung* gezollt wird. *Ich war im Krieg immer bestrebt, den Gegner ohne Haß zu betrachten und ihn als Mann seinem Mute entsprechend zu schätzen. Ich bemühte mich, ihn im Kampf aufzusuchen, um ihn zu töten, und erwartete auch von ihm nichts anderes.*

Niemals aber habe ich niedrig von ihm gedacht. Dieses fast ritterliche Ethos des Kämpfers im Niemandsland entspricht Carl Schmitts Ideal des *gehegten Krieges: Die Hegung (...) des Krieges enthält eine Relativierung der Feindschaft. (...) Der (...) Feind braucht nicht moralisch böse (...) zu sein.*“ Erst im Zuge der „totalen Mobilmachung“ im 20. Jahrhundert ist der Feind zugleich und grundsätzlich zum moralisch diskreditierten „Unmenschen“ geworden, den es zu vertilgen galt, gleich ob diese Vernichtung aus Rassenwahn oder aus Klassenhass erfolgte.

Einem nüchternen Beobachter wie Jünger blieb allerdings nicht verborgen, dass das Niemandsland zwischen den Fronten ein militärhistorischer Anachronismus war, der gegen Ende des Weltkrieges durch neue Waffentechniken alle Reize des Außerordentlichen verlor. Bereits der Einsatz von Giftgas, dann der Flugzeugbeschuss und schließlich das Aufkommen von Panzern unterstellte auch die Zone des Abenteuers der industriellen Logik. *Die Maschine (erschien) immer mächtiger auf dem Kampfplatz.*

V.

Während des Krieges wurde Jünger häufig verwundet; in den Lazaretten kam er mit Äther und Chloroform in Berührung; sein Interesse an Drogen war geweckt. In den Zwanziger Jahren experimentierte er mit Kokain, Cannabis und Opium; nach dem zweiten Weltkrieg kamen noch Meskalin und die synthetische Droge LSD hinzu; mit ihrem Erfinder, dem Schweizer Pharmazeuten Albert Hofmann war Jünger gut bekannt und übte sich mit ihm Anfang der Siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts im Gebrauch der Droge. In seinem Buch *Annäherungen. Drogen und Rausch* zieht Jünger ein umfangreiches, teils biographisches, teils kulturgeschichtliches, teils philosophisch- spekulatives Fazit seiner Drogenerfahrungen. *Annäherungen* hat er dieses Buch genannt, weil ihm die Droge eine andere Möglichkeit des Grenzanges im Niemandsland zu eröffnen verspricht, wenn sie die gewohnten Weisen der Weltwahrnehmung außer Kraft setzt und verrückt. Dieser Grenzgang ins Niemandsland setzt allerdings einen souveränen Gebrauch der Droge voraus. In Anlehnung an Unterscheidungen Nietzsches stellt Jünger einem Drogengebrauch aus Stärke ihren Konsum aus Schwäche entgegen. *Wo das Leben sehr dürftig wird, ist der Rausch eine der letzten Ressourcen, die geblieben sind. Das ist einer der Gründe dafür, dass der Trunksucht durch Pastoren kaum beizukommen ist. (...) Der Trinker trinkt nicht nur deshalb, weil er seiner Not entfliehen will. Er will sich vor allem Sphären nähern, die (...) der Not an sich entzogen sind.* Auch die Verwendung der Droge zur reibungsloseren Bewältigung des Arbeitsstresses moderner Daseinsverhältnisse kommentiert Jünger mit Skepsis: *Die Droge*

wird zum Treibstoff degradiert. Dazwischen Öl für das ausgeleierte Getriebe: die ebenso farblosen Beruhigungs- und Schlafmittel. Von der Festseite des Rausches, der Annäherung an neue Welten und dem damit verknüpften Wagnis, ist keine Rede mehr. Dem Drogenkonsum aus Schwäche stellt Jünger ihren souveränen Gebrauch gegenüber. Souveränität heißt hier, die Droge nicht als Kompensation eines Mangels zu verwenden, sondern zur Entfesselung überschüssiger Kraft, die das Risiko unerwartbarer Erfahrungen im Übertritt ins Niemandsland der Wahrnehmung in Rechnung stellt. Auf verschiedene, nie prognostizierbare Weisen führt die Drogenerfahrung auf und über die Grenze des Gewöhnlichen und Vertrauten; sie schafft optische, akustische und imaginative Sensationen, die das Bewusstsein des Berauschten faszinieren und nach Ausdruck drängen.

Die Bedeutung von Drogen und Rausch für die Inspiration des Künstlers betrachtete Jünger allerdings mit Skepsis. Die Diskrepanz von Erfahrung und Darstellbarkeit erscheint ihm außerordentlich groß. *Annäherungen* nennt er sein Drogenbuch auch deshalb, weil es um Annäherungen der Sprache an Erfahrungen geht, die sich ihrem Zugriff kaum fügen. Der vom Drogenrausch faszinierte Augenblick entgeht der sprachlichen Repräsentation. Nach einem Kokainrausch notiert Jünger, dass er seinen Versuch eines schriftlichen Protokolls sogleich aufgegeben habe: *Ich fühlte, wie meine darstellende Kraft wuchs und wie sie im gleichen Maß zur Darstellung unfähig wurde, in dem sie sich steigerte. (...) Unfähig zur Aktion - doch nicht aus Mangel, sondern aus Überfluß.*

Der Grenzgang ins Niemandsland des Rausches ist insofern stets ein Grenzgang der Sprache, die sich den Grenzen der Darstellbarkeit nähert, weil die Blicke über die Grenze offenbar sprachlos bleiben müssen, wollen sie nicht Gefahr laufen, sich in Banalitäten zu verlieren. Viel eher dient der Grenzgang der Sprache der *Weißung* des umgrenzten Sinns, d. h. der Infragestellung gewohnter Orientierungen als dass er den Nichtort des Niemandslandes positiv und farbenreich ausmalte.

VI.

Drogen sind aber nur eine Möglichkeit der Annäherung an die Grenze und keinesfalls die vorrangige in Jüngers lebenslanger Bemühung um eine Passage ins Niemandsland. Schon im Drogenbuch nennt er Alternativen und verweist etwa auf die Praxis der Askese oder den rituellen Tanz. *Die Derwische geraten durch reine Bewegung in ekstatische Zustände. In der Tat ist der Tanz ein altbewährtes Mittel zum Übergang in das Außer-sich-Sein.* In den Tagebüchern, Romanen und Essays nach dem zweiten Weltkrieg arbeitet Jünger immer deutlicher eine Haltung heraus, die besonderer Anlässe oder künstlicher Stimulantien nicht

mehr bedarf, um zum Grenzgang gerüstet zu sein. Es ist eine Haltung des prinzipiellen Nicht-Verständigt-Seins mit den Lebensbedingungen der modernen Welt, die eine neue Form der „inneren Emigration“ nahe legen. Im Niemandsland zu leben ist nun gleichbedeutend mit einer Desertation aus den Zeitläuften. Den Deserteur als Feigling hatte Jünger stets verachtet; die Desertation als Einspruch gegen die Moderne dagegen selbst im Falle der Selbsttötung im Kriege respektiert: *Hier hatte wieder ein Einzelner gegen die Sklavenhalterei des modernen Staates protestiert. Der aber stampfte als unbekümmerter Götze über ihn hinweg* - heißt es in der Erzählung *Sturm*. In der globalen Welt des Arbeiters, d.h. in der weltweiten technischen Zivilisation, ist die mentale Desertation die einzige Alternative zum Mitlaufen im Betrieb. Diesen mentalen Deserteur nennt Jünger mitunter Anarch, gelegentlich Partisan, oft Waldgänger, wie in seinem gleichnamigen Essay aus dem Jahre 1951. Der Ausdruck *Waldgänger* - auch der Titel einer Erzählung von Adalbert Stifter - soll keinerlei anachronistische pseudoromantische Anklänge hervorrufen; er bezieht sich vielmehr auf das altnordische Strafritual der Verbannung in Wildnis und Einsamkeit. Der moderne Waldgänger verbannt sich gleichsam selbst; er ist - wo immer er sich aufhält, und sei es in den Metropolen der Welt - stets „im Wald“ oder im Niemandsland. Er immunisiert sich gegen die Zumutungen der modernen Welt, die ihm gleichgültig werden. Jünger amüsiert sich über die stets alarmierte Geisteshaltung seiner Zeitgenossen, die nicht leben zu können meinen, ohne zweimal am Tag Nachrichten zu hören oder Zeitungen zu lesen. Davon lässt sich der Waldgänger nicht mehr betreffen. Sein Blick auf die Welt ist von teilnahmsloser Kälte; er ist geprägt von der berühmten *Desinvolture*, dem Nicht-Verwickeltsein in die Zeit. Er ist *im Wald*, wo die anderen *auf dem Schiff* sind, wie Jünger in Anspielung auf die zentrale Daseinsmetapher der Moderne, die Titanic, sagt. Dies gilt unter allen politischen Systemen, die aus der Perspektive des Waldgangs die Dramatik ihrer Unterschiede einbüßen. *Der Waldgang ist auch für den Russen das Kernproblem. Als Bolschewik befindet er sich auf dem Schiffe, als Russe ist er im Wald.*

Kommunismus, Faschismus und die amerikanische Form der inszenierten Demokratie gelten Jünger als äquivalente Formen politischer Herrschaft in der Welt des Arbeiters, die an Statistik, Überwachung und ganz neue Formen der Kopplung von Kontrolle und Datenerhebung geknüpft sind. Jünger schreibt schon 1951: *Verdächtig und im höchsten Maße zur Vorsicht mahnend ist der immer größere Einfluß, den der Staat auf den Gesundheitsbetrieb zu nehmen beginnt, meist unter sozialen Vorwänden. Dazu kommt, dass infolge weitgehender Entbindung des Arztes von der Schweigepflicht bei allen Konsultationen Misstrauen zu empfehlen ist. Man weiß doch nie, in welche Statistik man eingetragen wird,*

und zwar nicht nur bei den Medizinalstellen. All diese Heilbetriebe (...), deren Kuren von der Bürokratie überwacht werden, sind verdächtig und können sich über Nacht beängstigend verwandeln, nicht nur im Kriegsfall. Daß dann die musterhaft geführten Kartotheken wieder die Unterlagen liefern, auf Grund deren man interniert, kastriert oder liquidiert werden kann, ist zum mindesten nicht unmöglich. Für Jünger ist der moderne technische Überwachungsstaat die extreme Konsequenz des Nihilismus, dem sich der Einzelne nur im Waldgang ins Niemandsland entziehen kann. Während der moderne Staat seine Bürger nicht nur normiert und kontrolliert, sondern zugleich auch mit einem immer perfekteren System der Fürsorge aller Daseinslasten enthebt, damit aber zugleich auch enteignet und ihrer Freiheiten beraubt, besinnt sich der Deserteur auf die eigene Kraft und bewahrt seine Unabhängigkeit; nach Lage der Dinge wird dies zuallererst seine intellektuelle und künstlerische Freiheit betreffen. Der Waldgänger ist für Jünger gewiss immer zugleich Autor. Dass es ihm aber keineswegs nur um die Attitüde des intellektuellen Außenseiters ging, der die Masse der Nivellierten und Angepassten verachtet, macht jene Bemerkung im *Waldgang* deutlich, in der Jünger auf die Voraussetzungen eingeht, die die Unverletzlichkeit der Wohnung garantieren. *Lange Zeiten der Ruhe begünstigen gewisse optische Täuschungen. Zu ihnen gehört die Annahme, dass sich die Unverletzlichkeit der Wohnung auf die Verfassung gründe, durch die sie gesichert sei. In Wirklichkeit gründet sie sich auf den Familienvater, der, von seinen Söhnen begleitet, mit der Axt in der Tür erscheint.* Und er verweist auf das Beispiel eines jungen Arbeiters in Berlin, der im Jahre 1933 ein halbes Dutzend Polizisten erschoss, die im Auftrage der neuen Machthaber seine Wohnung durchsuchen wollten. *Er gehörte*, fügt Jünger hinzu, *nicht zu jenen, von denen Leon Bloy sagt, dass sie zum Rechtsanwalt laufen, während ihre Mutter vergewaltigt wird.* Darauf sei hingewiesen, um den Verdacht zu zerstreuen, Jünger habe lediglich die im Grunde recht billige ästhetizistische Pose elitärer Außenseiter pflegen wollen. Richtig ist aber, dass der Waldgänger zuvörderst Autor, Schriftsteller ist. Im Unterschied zur Instrumentalisierung der Sprache in der verwalteten Welt gilt ihm die Sprache der Dichtung als Zugang zum Sein, das überall sonst verschüttet ist. Das souveräne Wort des Autors zwischen den Grenzpfählen der Moderne stiftet Sein. *Die Sprache lebt nicht aus eigenen Gesetzen, denn sonst beherrschten Grammatiker die Welt. Im Urgrund ist das Wort nicht Form, nicht Schlüssel mehr. Es wird identisch mit dem Sein. Es wird zur Schöpfungsmacht.* Im Niemandsland stiftet die Sprache Sein. Dazu muss der Autor die Grenze passieren, die die Welt des Nihilismus um sich gezogen hat. Ob es im Willen des Grenzgängers liegt, die „Linie“ überschreiten zu können, oder ob es beim Grenzgang bleiben muss, weil das Sein

dem Willen der Subjektivität unverfügbar ist -, diese Frage, und die Diskussion, die Jünger mit Martin Heidegger um sie geführt hat, liegt jenseits der Grenze unserer Betrachtung.

VII.

Zu ihr gehört aber ein letzter Aspekt. Die Exzesse des Abenteurers im Krieg oder im Gebrauch der Drogen streiften stets den Tod. Das Niemandsland ist der Tod. Um ihn eigentlich kreist Jüngers Werk von Beginn an. Die Todeserfahrung ist die eigentliche Erfahrung der Grenze. *Der Waldgang ist daher in erster Linie Todesgang. Er fuhr hart an den Tod heran -ja, wenn es sein muß, durch ihn hindurch.* Dies meint zunächst nur den Sachverhalt, dass erst die Überwindung der Todesfurcht dazu disponiert, jeder Lage standzuhalten, und sei sie der Maelstrom der Geschichte oder jeder „verlorene Posten“. Wer den Tod nicht fürchtet, fürchtet nichts im Leben. Jünger aber kehrt den Blickwinkel um. Nicht um das Leben geht es eigentlich, sondern um die Faszination des Todes als eigentliches Niemandsland und wahre Utopie, an die das Leben immer schon angrenzt. Todeserfahrungen haben Jünger immer gereizt. Der Schwerverwundete auf dem Schlachtfeld oder im Lazarett ist ein Grenzgänger ebenso wie der von der Überdosierung getroffene Kokainkonsument. Die überlieferten Aussprüche Sterbender - „letzte Worte“ - hat Jünger mit fast manischer Besessenheit gesammelt. Dem Tod eine Sprache geben: Das hätte ihm wohl als eigentlicher Ertrag des Grenzgangs im Niemandsland gegolten. Lebende können Sterbende aber nur beobachten; und so gehört zu den ebenso eindrucklichsten wie beklemmendsten Passagen in seinem Werk die Schilderung der Hinrichtung eines Deserteurs am 29. Mai 1941 in Paris. Dieses wegen der Kälte seines Blicks oft kritisierte Prosastück schließt mit folgenden Worten: *Der Getroffene steht noch am Baum; in seinen Zügen drückt sich eine ungeheure Überraschung aus. Ich sehe den Mund sich öffnen und schließen, als wolle er Vokale formulieren und mit großer Mühe noch etwas aussprechen. Der Umstand hat etwas Verwirrendes, und wieder wird die Zeit sehr lang. Auch scheint es, dass der Mann sehr gefährlich wird. Endlich geben die Knie nach. Die Stricke werden gelöst, und nun erst überzieht Totenblässe das Gesicht, jäh, als ob ein Eimer voller Kalkwasser sich darüber ausgösse. (...) Der Stabsarzt erklärt mir, dass die Gesten des Sterbenden nur leere Reflexe gewesen sind. Er hat nicht gesehen, was mir in grauenhafter Weise deutlich geworden ist.*

Dem lieben Westfalen,
womit wir so oft in Bochum errungen,
das Wissen für welches wir
Ihnen in Dankbarkeit bleiben verbunden.

Lieber Herr Klussmann,

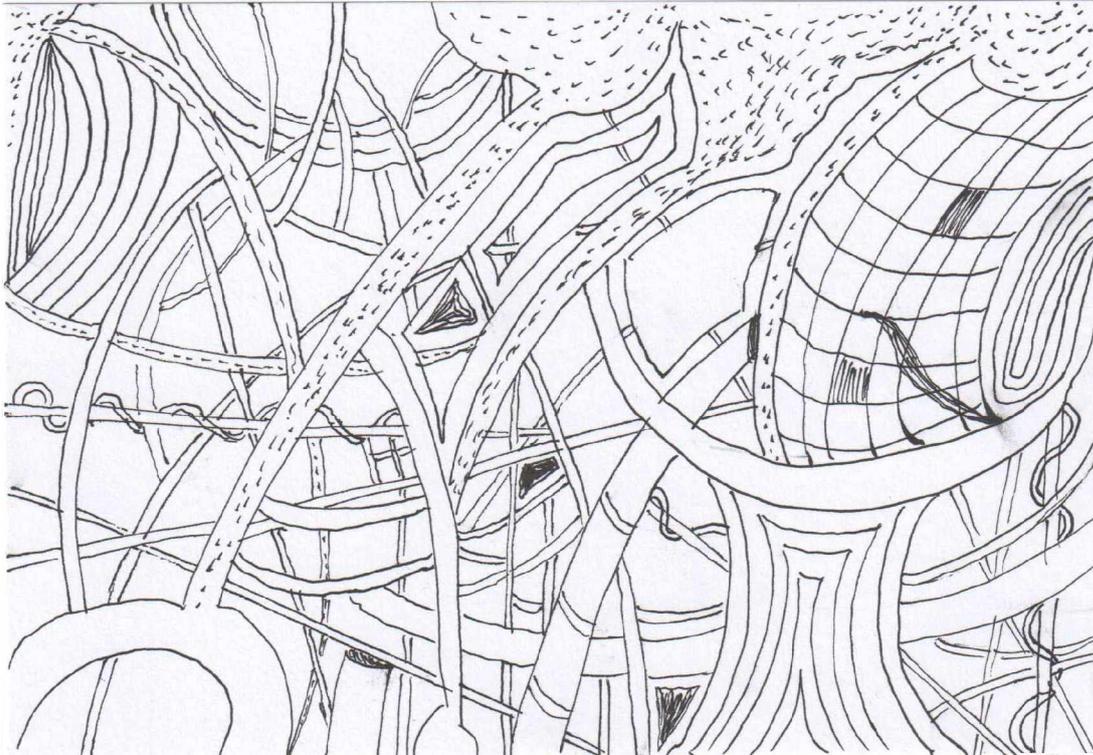
Sie sehen: Trotz der Anlehnung an Heinrich Heine sind aus uns keine Poetinnen
geworden, aber seit dem Ost-West-Kolleg (2. Turnus) sind wir als Freundinnen und
Wissenschaftlerinnen in Verbindung geblieben.

Kennengelernt im August 2003 bei +40°C (gefühl +50°C) in Bochum, 10 Jahre später
im Januar 2013 bei -9°C in Berlin:



Ihnen ein herzlicher Glückwunsch zum 90. Geburtstag, bleiben Sie gesund und weiterhin
so offen und innovativ

Agnieszka Pufelska, Juliette Wedl, Manuela Poggi, Nele Saß



341/ 16.11.2012

Es ist kompliziert

SPW

Lieber Herr Klussmann,

über zehn Jahre ist es her, dass das erste Promotionskolleg Ost-West begann und wir uns kennenlernten. Eine schöne und warme Erinnerung an eine sehr lehrreiche Zeit. Umso größer ist meine Freude, Ihnen nun zu Ihrem

90. Geburtstag

gratulieren zu dürfen!

In der Hoffnung, dass die Zeilen Sie bei guter Gesundheit antreffen, wünsche ich Ihnen Kraft und Zuversicht.

Herzlich grüßt

Ihre

Susanne Ramm-Weber

Budapest, den 18. Februar 2013.

Erinnerungen aus Ungarn

„Professor Klussmann ist 90 Jahre alt“ – kam der Nachricht. Es wäre so schön, Ihn wiederzusehen! Das war mein erster Gedanke. Und dann kommen gleich die neuen schnell nacheinander: ich erinnere an die schönen Tagen in Bochum, bzw. in Halle, München, Tübingen und Breslau, an Sein riesiges Wissen, an Seine Humanität. Ich sehe uns, als wir Gedichte sitzend auf der Terrasse oder irgendwo draußen beinahe in der Natur vorlesen. Und ich sehe Sein Gesicht, als ich ein Detail aus dem Lied von der Glocke von Schiller auf Ungarisch deklamiere. Er kennt so viele fremde Sprache, Ungarisch ist für Ihn vielleicht etwas merkwürdiges – habe ich damals gedacht.

Als Geschenk möchte ich deshalb ein Gedicht schicken, ein ungarisches Gedicht auf ungarischer und auf deutscher Sprache. Jetzt sitze ich in der Ungarischen Nationalbibliothek im Burg von Budapest. Ich habe lange Zeit nicht mehr so viele Gedichte gelesen, letztes Mal vielleicht damals, als ich noch studiert habe und dann später in der Bochumer Zeit. (Wie gut tut es, habe ich beinahe vergessen!) Dann habe ich ein sehr schönes Gedicht gefunden über die Dauerhaftigkeit (Ewigkeit?) der Sachen von Gábor Devecseri. Ich wollte damit ausdrücken, wie viel mir die Tage in Bochum, die spezielle Atmosphäre um Prof. Klussmann, im IDF bedeutet haben. Die deutsche Übersetzung fehlt aber leider. Die Suche geht weiter. Ich habe gedacht, dann lese ich eher die Gedichte, die bereits übersetzt sind. Ich wähle dann das, was mir am besten gefällt, das Gedicht ‚Között‘ (‚Dazwischen‘) von Ágnes Nemes Nagy.

Nemes Nagy Ágnes: Között	Ágnes Nemes Nagy: Dazwischen
A levegő nagy ruhaujjai. A levegő, amin szilárdan támaszkodik madár s madártan, az érvek foszló szélein a szárny, egy percnyi ég beláthatatlan következményű lombjai, az élő pára fáí, felkanyarodva akár a vágy, a fenti lombba, percenként hússzor lélegezni a zúzmarás, nagy angyalokat.	Die weitgeschnittenen Ärmel der Luft. Die Luft, auf die sich der Vogel stützt und gleichfalls die Vogelkunde, im Fallwind von Argumenten der Flügel, der Laub eines Augenblicks Himmel – unabsehbare Folgerungen, Äste aus lebendem Dunst, nach oben strebend wie das Verlangen, im höheren Laub, die reifbedeckten, großen Engel pro Minute mehrmals zu atmen.
És lent a súly. A síkon röghegyek nagy, mozdulatlan zökkenései, amint fekszenek, térdénállnak az ormok és a sziklahátak, a földtan szobrai, a völgy egy percnyi figyelem-lazulás, aztán megint a tömbök és a formák, meszes csonttól körvonaltól kövé gyűrődött azonosság.	Und unten die Schwere. Auf der Ebene gewaltiges, regloses Zucken der Brocken, wie sie da liegen, hingestreckt auf die Knie, Gipfel und Rücken der Felsen, Skulpturen der Erdkunde, das Tal eine momentane Entspannung, wiederum folgen dann Blöcke und Formen, vom Kalk der Knochen bis zur Kontur zu Stein gefaltetes Einandergleichen.

<p>Az ég s a föld között.</p> <p>A sziklák roppanásai. Amint a nap átlátszó ércei már-már magukba, fémmé a követ, ha állat járja, körme füstölög, s köröznek fent a sziklafal fölött az égő paták füstszalagjai, aztán az éj a sivatagban, az éj, amint kioltja s kőmivolta magváig ér, fagypony alatti éj, s amint hasadnak és szakadnak a porcok, forgók, kőlapok, amint feszítik végzetlen, széthasadó önkívületbe a fehér s a fekete mindennapos néma villámcsapásai –</p> <p>A nap s az éj között.</p> <p>A szaggatások, hasagatások, a víziók, a vízhiányok, a tagolatlan feltámadások, a függőleges türhetetlen feszültségei fent és lent között –</p> <p>Éghajlatok. Feltételek. Között. Kő. Tanknyomok. Egy sáv fekete nád a puszta-szélen, két sorba írva, tóban, égen, két sötét tábla jelrendszerei, csillagok ékezetek –</p> <p>Az ég és az ég között.</p>	<p>Zwischen Himmel und Erde,</p> <p>Das Knacken in den Gebirgen. Wie die glasigen Erze der Sonne beinah ein Trier, raucht seine Krallen, und droben über der Felswand kreisen die Rauchbänder der brennenden Klaue, dann also die Nacht in die Wüste, die Nacht, wie sie löscht und den Kern des Steinseins erreicht, eine Nacht unter dem Gefrierpunkt, und wie sie bersten und sich spalten die Knorpel, Wirbel und Platten, in dem klaffenden Außersichsein die tagtäglichen, stummen Blitzesschläge des Weißen sowie des Schwarzen –</p> <p>Zwischen Tag und Nacht.</p> <p>Das Reißen-Ziehen, die Zerrungen, die Visionen, der Wassermangel, ungegliederte Auferstehungen, die unerträgliche Spannung der Vertikalen zwischen unten und oben –</p> <p>Klimazonen. Bedingungen. Dazwischen. Stein. Panzerspuren. Ein Streifen schwarzen Rohrs am Rand der Steppe, Zweifach geschrieben, im See und am Himmel, Zeichensysteme von finsternen Tafeln, die Akzentuierung der Sterne –</p> <p>Zwischen Himmel und Himmel.</p> <p>(Übersetzt von Barbara Fischmuth.)</p>
---	--

Mit diesem Gedicht wünsche ich Ihnen, Professor Klussman alles Gute, viele Freude im Kreis der Familie, der Freunden, der Kollegen.

Ihre alte Kollegiatin aus Ungarn

Magdolna Rébay



Bochum, den 25. Februar 2013

90 Jahre, eine wertvolle Lebenserfahrung!

Sehr geehrter Herr Prof. Dr. Klussmann,

Es ist uns eine Ehre, Ihnen zu diesem besonderen Tag gratulieren zu dürfen. Wir hatten zwar erst seit relativ kurzer Zeit das Glück, sie persönlich kennenzulernen, doch ein kurzer Augenblick reichte uns, um die Großartigkeit Ihrer Person zu spüren.

Wir bewundern Ihre Person, Ihr Lebenswerk und wünschen Ihnen von Herzen alles Gute, eine wunderschöne Feier im Kreise Ihrer Familie und Freunde und vor allem viel Gesundheit, damit wir uns noch viele Jahre auf Ihren Besuch und Ihre Beiträge am Institut freuen und Sie weiterhin wertvolle Spuren in der akademischen Welt für die nächsten Generationen hinterlassen dürfen.

Unsere Glück- und Segenswünsche zu Ihrem Geburtstag! Noch viele erfolgreiche Jahre, möglichst mit viel Frohsinn und Harmonie.

¡A su salud!

Die Kleinen vom IDF ...



Maria H. Pincón



Lukas Zimmermann

Für Paul Gerhard Klussmann_25.02.2013



Barbara und Gerhard Rupp, Schulstr.23, 45549 Sprockhövel, T. 02324-971808,
barbara.rupp@gmx.net, gerhard.rupp@rub.de ,

den 14.02.2013

Lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem 90. Geburtstag gratulieren wir Ihnen von ganzem Herzen und wünschen Ihnen alles Gute, vor allen Dingen weiter Gesundheit und viel Freude und Zufriedenheit.

Während meiner Assistentenzeit in den späten 70er Jahren waren Sie zusammen mit Hans Joachim Schrimpf und Siegfried Grosse für mich, Gerhard Rupp, eine Autorität am Germanistischen Institut. Das hielt Sie nicht davon ab, mit ihren jungen Mitarbeiter/innen Jutta Kolkenbrock-Netz und Gerhard Plumpe in einen produktiven Dialog zu treten und sie nachhaltig zu fördern. Gern erinnere ich mich auch an die gemeinsam betreute Promotion meiner Schülerin Dr. Petra Heyer – mit Ihrem Gutachten haben Sie mir die Augen geöffnet, wie man die Verdienste einer jungen Nachwuchswissenschaftlerin in großem Stil würdigen kann.

Nach Ihrer Emeritierung haben Sie mit dem Institut für Deutschlandforschung noch einmal eine weitere Etappe in Ihrem Wirken eingeleitet und mit den Lehr- und Forschungsaktivitäten und der Förderung Ihrer Mitarbeiter/innen Maßstäbe dafür gesetzt, was man nach der ‚eigentlichen Berufsphase‘ alles gestalten kann. Der Einsatz und die Tatkraft Ihrer Mitarbeiter/innen, insbesondere von Dr. Frank Hoffmann, ist hierfür ein guter Beleg.

Mittelbar bin ich, Barbara Rupp, mit Ihnen und Ihrer lieben Frau Marianne in Verbindung durch die berufliche Zusammenarbeit und die Freundschaft mit Ihren Töchtern Gabi und Dorothee, die beide in imposanter und erfolgreicher Weise ihre Frau an ihren Schulen stehen. Dadurch wirken Ihre Statur, Ihre Durchsetzungskraft und Ihr gewinnendes Wesen weiter. Durch unsere regelmäßigen Treffen in unserem Lesekreis bekommen wir die Geschehnisse im Hause Klussmann in der Florastrasse also auf angenehme Weise immer mit. Wir wünschen uns und Ihnen, dass das auch in der Zukunft so bleibt und grüßen Sie alle, insbesondere aber Ihre liebe Frau Marianne, ganz herzlich

Ihre Barbara & Gerhard Rupp

Lieber Gerhard,

das war mir ein wenig zu brav, wie meine Kommilitoninnen und Kommilitonen im WS 80/81 in Deinem Seminar „Idyllen-Dichtung im 19. Jahrhundert“ diskutierten und so neigte ich zu etwas Widerspruch. Nach der Seminarsitzung hast Du mich deswegen angesprochen. Wir hätten uns ja bislang nicht kennengelernt, ob ich mich nicht mehr in dieses Seminar einbringen wolle. So habe ich Dich kennen und sofort schätzen gelernt. Ein Wendepunkt. Richtig war es also, was damals unter den Studierenden auf den Fluren der Ruhr-Universität die Runde machte, dass Du ein absolut aufgeschlossener Hochschullehrer seist, ein exzellenter Prüfer mit zwar sehr hohen Ansprüchen, jedoch absoluter Fairness und dass man gut daran täte, Dich für die Absolvierung des Ersten Staatsexamens zu wählen.

Bis dahin war mein Studium eher der Sozialpsychologie und Sozialanthropologie sowie sonstigen sozialwissenschaftlichen Themen gewidmet. Ich war zugegebenermaßen bis dato ein recht lausiger Germanistik-Student. Das sollte sich fortan ändern.

Für mein Germanistik-Studium war freilich nicht nur dies ein Wendepunkt. Es folgte eine umfängliche Examenberatung bei Deiner damaligen wissenschaftlichen Mitarbeiterin Doris Freer, die mir auch ihrerseits die Notwendigkeit eines intensiveren literaturwissenschaftlichen Studiums recht nachdrücklich deutlich machte. In diesem Kontext folgte im Sommer 1981 eine Exkursion Deines Seminars in das literarische Wien - und seither sind Doris Freer und ich ein Paar.

Diese unvorhergesehene Entwicklung führte auch zu einer engeren Anbindung an Dich. Fortan wurde auch ich wie selbstverständlich zusammen mit Doris zu interessanten Treffen zu Dir nach Hause eingeladen und für mich eröffnete sich eine neue Welt.





Als ich mit Dir meine Examensarbeit „Biedermeiertaschenbücher im Urteil literarischer Zeitschriften: 1815 – 1848“ verabredete, fragtest Du mich, wie ich denn für die mehrmonatige Zeit der Recherche finanziell abgesichert sei. Da war sie, diese große Umsicht, die Dich auszeichnet. Solcherlei Gedanken hatte sich bislang noch kein Lehrender um mich gemacht.

Dass aus dem eher lausigen Germanistik-Studenten letztlich dann doch noch ein vielleicht ganz passabler geworden ist, ist wesentlich Deiner Vorbildfunktion zuzuschreiben, Deinem Wissen, Deiner Vermittlung und der dabei zugleich vollkommen unprätentiösen Art Deines Redens und Handelns. Du warst damals bereit, mir auch als Prüfer in meinem sozialwissenschaftlichen Diplom zur Verfügung zu stehen, was für mich ein interessanter Brückenschlag war. Und Jahre später war ich sehr stolz, in meinem beruflichen Arbeitsfeld, dem Krefelder Kulturamt, mit Dir eine Veranstaltung zur DDR-Literatur ausrichten zu dürfen.

Wesentlich aber waren vor allem immer die persönlichen Begegnungen und die interessanten, für mich lehrreichen Gespräche mit Dir. Und diese persönliche Verbindung konnte kaum schöner zum Ausdruck gebracht werden, als dass Du Trauzeuge bei Doris und meiner Hochzeit warst.

Deine Art, mit Menschen umzugehen, sie zu lenken, zu fördern, in ihnen ein kritisches Bewusstsein anzulegen, ist schon als einzigartig zu bezeichnen. Es sind die besten Voraussetzungen, um selbst eine autonome und gefestigte Haltung für sein Leben zu gewinnen.

Ich habe Dir außerordentlich viel zu verdanken!



Lieber Gerhard, in tiefer Verbundenheit gratuliere ich Dir sehr herzlich zu Deinem 90. Geburtstag.

Alles Liebe, viel Glück und Gesundheit!

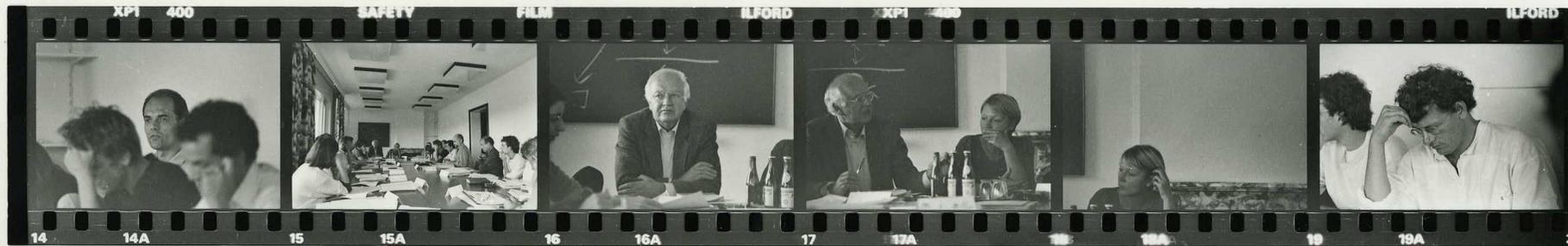
Dein Jürgen



2010

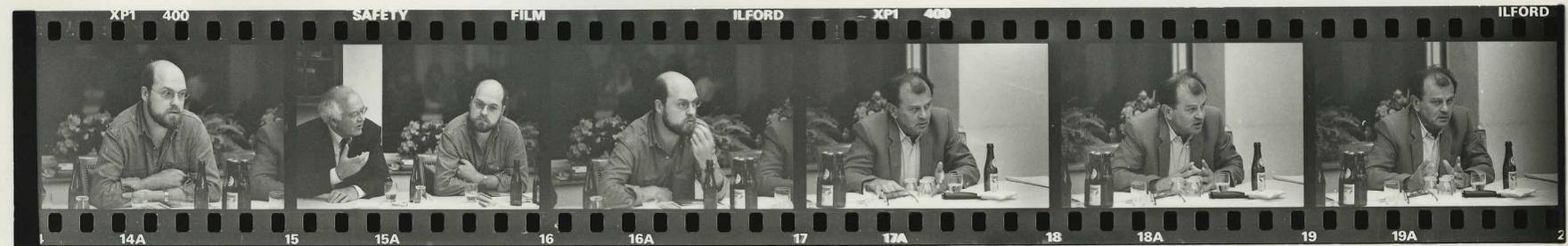
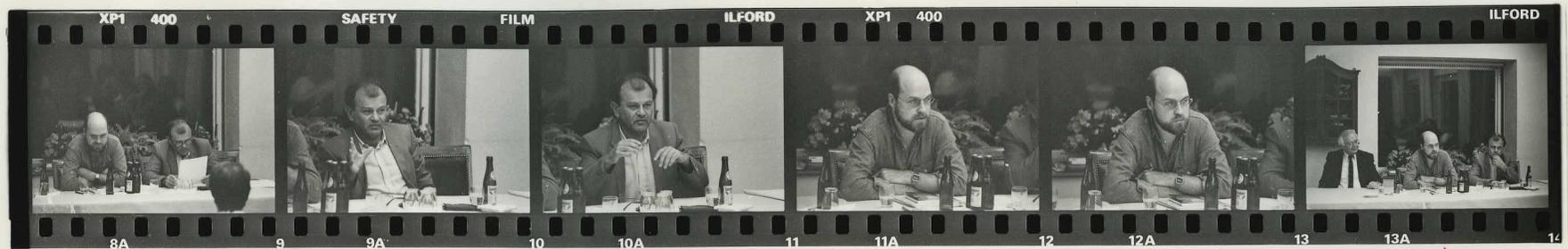
Debattenkultur in Bad Münstereifel

(Fotos: Jürgen Sauerland-Freer)



ILFORD ILFOSPEE





ILFORD ILFOSPEE

ED



Zum Jubiläum meines sehr geehrten Lehrers, Fachkollegen, Freundes

Es war mir ein Glück, Herrn Professor Paul Gerhard Klussmann 1995-1996 persönlich während der Weiterqualifizierung russischer Germanisten kennen zu lernen. Die 90-er Jahre sind eine besondere Periode in der Geschichte Russlands. Sie werden die „wilden 90-er“ genannt, da ihre Schlüsselbegriffe *Zerfall, Chaos, Verzweiflung, Verbrechen* waren. Ganz anders sah es in der russischen Germanistik aus. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs erlebte sie in den 90-er eine produktive Phase, aus heutiger Perspektive gesehen, eine Blütezeit. Professor Paul Gerhard Klussmann wurde zu einer wichtigen Person, die zur Weiterqualifizierung vieler russischer Germanisten und zur Entwicklung der russischen Germanistik überhaupt einen bedeutenden Beitrag geleistet hat.

Ich bin Herrn Paul Gerhard Klussmann sehr dankbar, dass er eine ganze Epoche in meinem Leben darstellt, dass er meinen beruflichen Weg äußerst positiv beeinflusst hat. Sein Verdienst ist es, dass meine Assoziationen zum Begriff „die 90-er Jahre“ einen Widerspruch zu den üblichen Vorstellungen bilden. Das sind *Faust-Seminare, Marbacher Literaturarchiv, Heidelberger Romantik, „Philosophenweg“* ... Das IDF unter der Leitung von Herrn Klussmann war eine Stätte der erlebten Germanistik, ein Ort der erfolgreichen zwischenmenschlichen Kommunikation und des interkulturellen Zusammenwirkens.

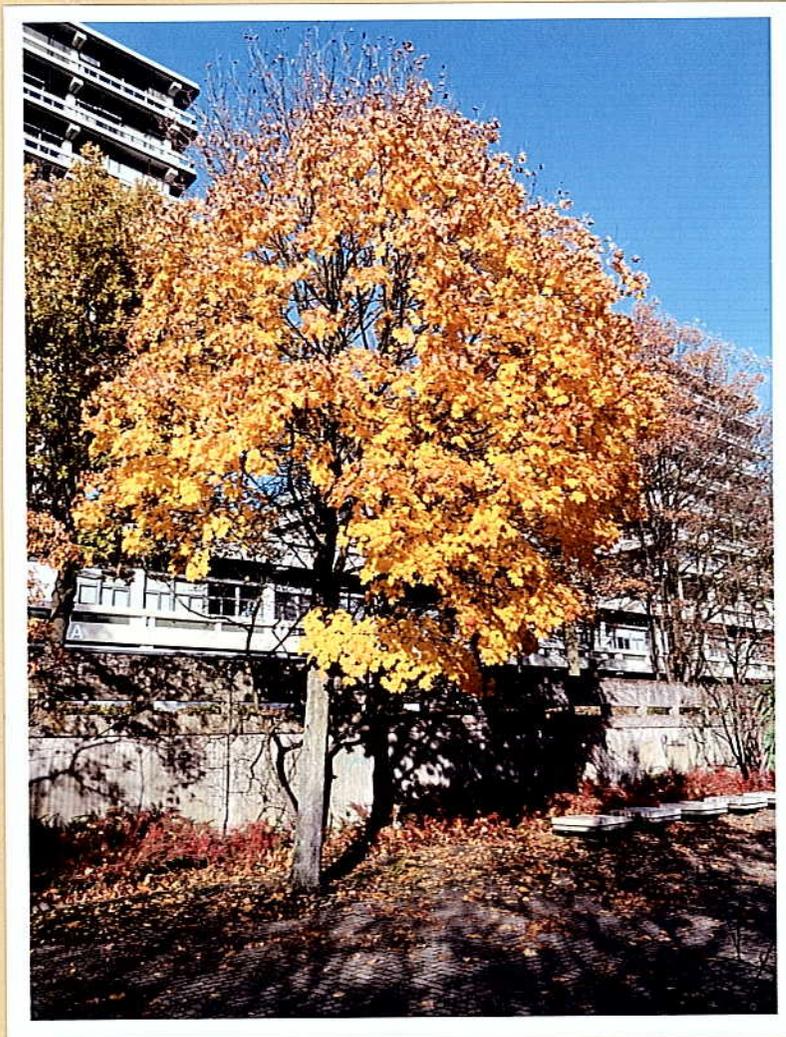
Lieber Herr Klussmann!

Vielen Dank, dass es Sie gibt, dass Sie mit uns sind! Wir haben Sie lieb!

19.02.2013

Sehr geehrter Herr Klusmann,

im letzten Herbst habe ich mit
Freunden einen Rundgang an der
Universität gemacht, und dabei



entdeckt, dass man ihre Schönheit doch
nicht übersehen darf. Die Fröhenheit und
Wärme, die aus der Natur auf sie ausstrahlt



spürt man überall. Man kann sie nicht
übersehen. Ich habe die Fotos gemacht, ohne
zu ahnen, dass ich sie gut verwenden kann.

Jetzt im Alter, nach meinem ersten Seminar
1968 wird mir die RUB immer sympathischer,



besonders, weil ich jetzt Menschen wie Ihnen be-
 gegne, mit denen man - ich - Gedanken austaus-
 sche, die wichtig und erweiternd sind. Ich freue
 mich immer wieder wieder auf Gespräche und
 Begegnungen mit Ihnen.

IV Mit Blumen aus dem Gewächshaus der
Botanischen Gärten wünsche ich für Ihr
neues Lebensjahr alles Gute und viel Freude



Friedrich Karl Schmitt

Lieber Herr Klussmann,

in Ihrer Jugend war es nicht üblich, einen Jubilar mit einem „Herzlichen Glückwunsch“ über´s Internet und einem Gutschein auf ebendiesem Wege abzuspeisen. Aber die Zeiten haben sich geändert... Also lassen Sie sich heute von uns ganz herzlich zum Geburtstag gratulieren: Bleiben Sie ein so interessierter und interessanter, ein so humorvoller und liebenswerter und vor allem ein gesunder Mensch, wie wir Sie in unseren Monaten in Bochum haben kennen- und schätzen lernen können! Wir wünschen Ihnen alles, alles Gute zu Ihrem runden und beachtenswerten Geburtstag!

Der Gutschein, der mit unserer Gratulation verbunden ist, ist ein durchaus auch als eigennützig zu interpretierender: Wir „schenken“ Ihnen, lieber Herr Klussmann, ein

Lebensgeschichtliches Interview

Protagonist sind freilich Sie. Und wir sind gespannt! In den Jahren seit Bochum haben wir wohl an die hundert Interviews geführt, bei Fremden im Wohnzimmer gesessen, haben mitgefiebert, Fotoalben angesehen, Gespräche ediert und „Leben“ interpretiert. Wir haben auch einen Blick dafür entwickelt, wer wohl ein guter Erzähler ist. Und wer vielleicht auch Freude dabei haben wird, seine Geschichte (mit) zu teilen. Sollten wir uns in Ihnen getäuscht haben, lassen Sie es uns wissen – ansonsten werden wir spätestens bis zum Sommer einen Termin mit Ihnen vereinbaren und allerspätestens bis zu Ihrem nächsten Geburtstag bekommen Sie (ganz neumodisch:) eine mp3-Datei und (ganz altmodisch:) einen Text von uns. Ihre Geschichte. Auf die wir uns freuen.

Es grüßen Sie aus Mainz und Leipzig
Sarah und Miroslav (Scholl-)Schneider



O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.

Lieber Herr Klussmann,

in Erinnerung an alte Zeiten diese
Erinnerung an unvordenkliche Zeit -

Mit herzlichen Glückwünschen
zum Geburtstag bleibe ich

Ihre Marianne Schuller

Prof. Dr. SHIEH, Jhy-Wey

Dong Wu (alias SOOCHOW) University
Department of German Language and Culture
70 Linhsi Rd., Shilin
111 Taipei, TAIWAN

Tel: Int+2-28819471#6588
Handy: Int+988039582
shieh@scu.edu.tw

18. Februar 2013

Lieber Herr Klussmann:

Mir hat jemand gesagt, dass man Ihre Verdienste um die Förderung der Verständigung unter Menschen verschiedener Nationalitäten nicht in einem Atemzug beschreiben kann. Ich werde's im folgendem trotzdem versuchen, weil ich bei Ihnen u.a. gelernt habe, dass man nie den Mut verlieren darf, sich mit dem Gegebenen auseinanderzusetzen, auch wenn ich Gefahr laufen könnte, fürs unten Geschriebene anstatt 'elegant!' 'Elefant!' als Prädikat zu erhalten:

Ich möchte diese wunderbare Angelegenheit wie auch erfreuliche Gelegenheit wahrnehmen, um Ihnen diesen 'Herzlichen Glückwunsch zum 90. Geburtstag' zu schreiben und darüber hinaus meinen besten Dank Ihnen gegenüber, und dies stellvertretend im Namen vieler asiatischer MitstudentInnen von mir seiner Zeit, dafür zum Ausdruck zu bringen, dass Sie in den vergangenen Jahrzehnten in Ihrem Status als einem lehrenden, forschenden Professor in der Germanistik der RUB und danach als dem fördernden Gründer und dann dem wegweisenden Leiter des Instituts für Deutschlandforschung derselben Universität stets vom ganzen Herzen einem und demselben humanistischen Zweck derart mit Wort und Tat gedient haben, dass unzählige deutsche wie auch ausländische StudentInnen und Forscher, zu denen zu gehören ich in beiden Fällen das Glück genießen durfte, die entweder in Ihren Seminaren gesessen hatten oder zu Gast bei Ihnen im IDF gewesen waren, sich erst dann in die Lage versetzen konnten, 'nicht mehr mit saurem Schweiß zu sagen brauchen, was sie nicht wissen', um dann mit gutem Gewissen eine Scheibe von Ihnen abzuschneiden, was übrigens wohl auch dazu beigetragen haben mag, dass Sie sich in einem gesunden, ausgeglichenen Körpergewicht halten können, und eben jeder auf seine Art demselben Zweck zu dienen, den Sie Ihr ganzes Leben lang beispielhaft verfolgt haben und mit dessen Erlangen Sie sich um Förderung der Verständigung unter Menschen verschiedener Nationalitäten verdient gemacht haben, was am Vorabend dieses großen Ereignisses am 25. Februar mit Nachdruck hervorzuheben ich für sinnvoll und unerlässlich halte.

Gesagt, getan, hier halte ich auch.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Jhy-Wey SHIEH



VIVAT, lieber Paul Gerhard!

Bleibe noch lange unser Freund und Beschützer! Einen anderen kann ich mir gar nicht vorstellen! Zu Deinem Geburtstag gratuliert auch Zagreb, wo Dich weiland Dein lieber Freund Zdenko Skreb bis ganz dicht an das Kroatische Nationaltheater gelotst hat. Das Theatergelände war für Autos verboten, eine absolute Sperrzone. Aber, Zdenko wollte Dir das Heiligtum aus der Nähe zeigen und er hatte keinen Führerschein.

Deine Mirjana

Lieber Herr Klusmann,

ich gratuliere Ihnen von Herzen zum 90. Geburtstag und wünsche Ihnen alles Gute!

Einer der schönsten der Begleitumstände der Mitarbeit am IDF ist die Bekanntschaft mit so kundigen, fröhlichen und vielseitigen Deutschlandforschern wie Ihnen.

Zur Gratulation ein Limerick:

Das in Bochum gegründete Institut
Erforschte das Deutschland sehr gut

Sein Schöpfer bekannt

Paul Gerhard Klusmann

Im Kopfe so jung wie ein Spund



Herzlich, Ihr

Kim Stapelfeldt

Für den Jubilar zu seinem Geburtstag

Sehr geehrter, lieber Herr Professor Klussmann,

ich hätte es sicher nicht gedacht, als ich im Juni 1985, es war ein wunderschöner, sonniger und warmer Sommermonat, damals noch Studentin der Germanistik und Russistik an der Ruhr-Universität Bochum, in Ihrem Hauptseminar Neugermanistik an einer Exkursion¹ zum Zentrum der schwäbischen Romantik nach Weinsberg teilnahm, und mich dort u.a. mit dem Thema der sog. Kinderlyrik bei Justinus Kerner zu beschäftigen begann, dass ich heute – 2013 – das Vergnügen und die große Ehre haben werde, Ihnen zum 90. Geburtstag zu gratulieren:

„Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!“

Hier erschloss sich mir, Dank Ihrer Anregungen, lieber Herr Klussmann, die Welt der Poesie, die über meine bescheidene häusliche Kenntnis von Goethe, Eichendorff und Rilke in der „Diaspora“ hinausging. Es war Ihre Begeisterung, die ansteckend wirkte und Ihre Art der lebendigen Rezitation, die uns junge Studenten in die Studien der romantisch-volkstümlichen Dichtung, ironisch-humorvoll gebrochen, mitriss. Die Erinnerungen an das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, an die Bergruine Weibertreu, den Geisterturm im Kerner Haus, den Magnetismus oder die Äolsharfe wären ohne „unseren Klussi“, wie wir Sie unter uns nannten und immer noch nennen, nichts als bloße „Reiseschatten“. Wie Sie die ernsthafte Gelehrsamkeit mit der heiteren Geselligkeit verbanden, bleibt unvergesslich. Dafür gebührt Ihnen heute noch mein aufrichtiger Dank.



Abendliches Tanzvergnügen

Und wenn auch das Instrument der studentischen Lehrevaluation damals noch ein Fremdwort und uns allen gänzlich unbekannt war, so wäre Ihnen der Preis für eine gute Lehre mehr als sicher gewesen. Es mangelte uns aber nicht an Kreativität, und so hat das Hauptseminar, inspiriert durch die Magie des Ortes, Ihnen anstelle dessen ein Liedchen gewidmet, das jeden standardisierten Fragebogen übertrumpft:

Als Paul Gerhard eines Tages in das Schwabenländle fuhr Alfons Lauda hieß der Fahrer war das eine Geistertour	Refrain: Tilla probte sich als Seher Ihr habt an die Acht gedacht und er kam den Damen näher die Magie ist eine Geigtermacht
Refrain: Rulla, rulla, rullala rulla, rulla, rullala Spätzle, Wein und gutes Bier das ist Lebenselixier	Refrain: Diese Kräfte spürten bitter Zelter draußen vor der Tür Dämon sandte ein Gewitter vom frühen Abend bis um vier
Aus dem Fäble dann am Abend Spinnenbein und Krötenblut konnt nicht sein so kühl und labend wie das Klussbier irre gut	Refrain: Morgens Spätzle, abends wieder das ist hier in Schwaben Brauch Explosion der engen Mieder dick und dicker wurd' der Bauch
Refrain: Trinkfest waren hierbei alle standfest jedoch wenigör Kerner brachte sie zu Falle die Magie wirkt schwerer als Likör	Refrain: Diese Reise warf uns allen Schatten unter beide Augen dem Justinus hätt's gefallen unser Spaß am Geisterglauben.
Refrain: Die empfindsame Beate war ein gutes Medium nach Bestreichung auf die Zarte fiel die Gute nicht mehr um	Refrain: Refrain:

Wiedergefundenes Preislied, das von einem „Anonymus gedichtet“ und von unserem Hauptseminar auf Herrn Klussmann angestimmt wurde!

Und später dann – wir kannten das Wort Modul zum Glück noch nicht – widmete ich mich immer wieder in ähnlichen Veranstaltungsformaten (Bad Godesberg) der deutschen Dichtung und Prosa weit über das übliche Pensum eines literaturwissenschaftlichen Studiums hinaus. Es war Ihre besondere Art der Literaturvermittlung, die uns junge Studenten für Goethes Faust, die Lyrik eines Heinrich Heine oder die Berliner Romane eines Fontane begeisterte. Sodann lernten wir in der Abgeschlossenheit der Natur (Bad Münstereifel) die neue Erzählprosa der deutschen Nachkriegsautoren Heinrich Böll, Günter Grass, Siegfried Lenz und Martin Walser sowie die sog. DDR-Literatur schätzen. Wir waren damals in der Klausur, ohne es unnötig verklären zu wollen, so ganz dem Grundsatz eines Wilhelm von Humboldt verpflichtet, eine echte Gemeinschaft von

Lehrenden und Lernenden, wobei Sie stets wohlwollend und demokratisch-kollegial uns Jüngere mit demselben Respekt wie die großen Alten behandelten und an unseren Ansichten redlich interessiert waren.

Später gab es noch viele verschiedene Gelegenheiten, Ihnen zuzuhören, von Ihnen zu lernen, mit Ihnen im Gespräch zu bleiben, auch mit meiner Bildhauerfreundin Liesel Bellmann, und sich von Ihnen Rat und Unterstützung bei den ersten wissenschaftlichen Schreibversuchen zu holen. Sie waren mein Spiritus Rector der sich mir neu erschließenden deutschen Kultur, und Ihnen verdanke ich den Wagemut, als Nicht-Muttersprachlerin weiterzumachen und gar kühn eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Und so absolvierte ich nicht nur 1988 meine Erste schriftliche Staatsprüfung über Günter de Bruyns Zeitroman „Neue Herrlichkeit“, sondern legte auch 1994 bei der Promotion in der Pädagogik mein Rigorosum zum Spätwerk von Christa Wolf bei Ihnen ab. Ich war damals noch weit von der Idee entfernt, jemals an der RUB tätig zu sein.

Doch erst die Mitwirkung an den Veranstaltungen „Ihres“ Instituts für Deutschlandforschung Ende der 1990er und zu Beginn der 2000er Jahre waren es, die uns in der konkreten wissenschaftlichen Arbeit zusammenbrachten. Dass Sie die Deutschlandstudien an der RUB trotz mancher Widrigkeit ganz dem Goetheschen Motto leiteten, das ist uns bis heute Vorbild und Aufgabe zugleich:

„Nie verlässt uns der Irrtum, doch zieht ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“

Auch wenn unsere Forschungsinteressen seit langem schon unterschiedliche Pfade beschritten, so brachten uns nicht nur Ihr ostdeutsches Standbein, sondern auch Ihr offener Blick für Mittel- und Osteuropa immer wieder aufs Neue zusammen. Auch dafür ist Ihnen meine Wertschätzung gewiss.

Dass ich heute hier zu dieser kleinen, aber äußerst à la bonne heure Festschrift unmaßgeblich beitragen kann und Sie, lieber Herr Klussmann, meinen sehr verehrten Professor, zu diesem wunderbaren Anlass aufs Herzlichste beglückwünschen darf, hätte ich damals vor achtundzwanzig Jahren wirklich nicht für möglich gehalten. Und so hält das Leben für jeden Mal eine kleine Überraschung parat.

Ich hoffe sehr, Sie, lieber Professor Klussmann, wird diese unsere Gabe ebenfalls angenehm überraschen.

Und so habe ich die Ehre und besondere Freude, Ihnen auf die einfachste Art zu gratulieren: Er lebe hoch!

Ihre Sonja (Steier)

i Das alte Exkursionsprogramm im Anhang legt ein beredtes Zeugnis davon, wie lebendige Wissenschaft durch Personenbindung an Qualität gewinnt.

Anhang

EXKURSIONSPROGRAMM

Montag, 3.6.

9.00 Uhr ABREISE ab Uni Bochum
14.00 Uhr ANKUNFT in WEINSBERG
Begrüßung durch Herrn Stadtrat Ostertag
Einweisung in die Quartiere
16.00 Uhr Aufstieg zur Burg "Weibertreu"
17.00 Uhr Führung durch das KERNER-Haus durch Herrn
Studiendirektor Kurt Seeber
Zur Biographie von Justinus KERNER
19.00 Uhr Abendessen im Albvereinshaus
20.00 Uhr Geselliges Beisammensein

Dienstag, 4.6.

9.15 Uhr Begrüßung durch den Herrn Bürgermeister der
Stadt WEINSBERG
1. Seminarsitzung
Thema: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit
(Themen, Motive, autobiographische Struktur)
10.30-10.45 Uhr Erfrischungspause
10.45 Uhr 2. Seminarsitzung
Thema: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit
12.30 Uhr Mittagessen im Albvereinshaus
13.30-15.30 Uhr Mittagspause
15.30 Uhr 3. Seminarsitzung
Thema: Justinus KERNER als Herausgeber, als
Literaturkritiker und als Literaturförderer
(Kerner und Lenau)
16.45-17.00 Uhr Erfrischungspause
17.00-18.30 Uhr 4. Seminarsitzung
Thema: Die Seherin von Prevorst/Literatur und
Medizin, Romantischer Okkultismus, Mesmerismus
19.00 Uhr Empfang durch den Bürgermeister der Stadt
WEINSBERG - Abendessen
21.15 Uhr Abendspaziergang (nur bei gutem Wetter!)

Mittwoch, 5.6.

9.30 Uhr Abreise nach Marbach am Neckar
10.30 Uhr Führung durch das SCHILLER-NATIONALMUSEUM in
zwei Gruppen (Walter Scheffler)
12.30-14.00 Uhr Mittagspause
14.15 Uhr 5. Seminarsitzung (mit Walter Scheffler)
Themen: 1. Kerner-Nachlaß
2. Die Reiseschatten
16.00-17.30 Uhr Freizeit in Marbach (Vorschläge: Schiller-
Geburtshaus, Stadtbummel, Spaziergang am Neckar)
18.00 Uhr Rückreise
19.00 Uhr Abendessen in einem Landgasthaus

Donnerstag, 6.6.

- 9.15 Uhr 6. Seminarsitzung
 Thema: Die Reiseschatten (Schattenspielstruktur,
 Märchen, Komik, Humor)
- 10.30-10.45 Uhr Erfrischungspause
- 10.45 Uhr 7. Seminarsitzung
 Thema: Märchen und Klecksographien
- 12.30 Uhr Mittagessen im Albvereinshaus
- 15.15 Uhr Abfahrt nach Knittlingen
 Begrüßung durch den Herrn Bürgermeister der
 Stadt KNITTLINGEN
 Führung durch das FAUST-MUSEUM
- 19.30 Uhr Abendessen
- 20.30 Uhr Geselliges Beisammensein mit Musik

Freitag, 7.6.

- 9.15 Uhr 8. Seminarsitzung
 Thema: KERNERS Gedichte und Balladen -
 Themen, Motive, Formen - Einzelinterpretationen:
 (Der Wanderer in der Sägemühle, Glück des Ver-
 lassenseins, Der Traum eines Arztes, Der Geiger
 zu Gmünd und Im Eisenbahnhofe). S. 10, 21, 34
- 10.30-10.45 Uhr Erfrischungspause
- 10.45 Uhr 9. Seminarsitzung
 Thema: Schlußdiskussion (Zusammenfassung der
 Ergebnisse, offene Fragen, künftige Forschungs-
 aufgaben)
- 13.00 Uhr Mittagessen im Albvereinshaus
- 14.00-15.00 Uhr Vorbereitung für die Abreise
- 15.30 Uhr Abschiedskaffee in WEINSBERG
- 16.30 Uhr ABFAHRT nach Bochum
- 21.00 Uhr geplante ANKUNFTSZEIT



Verehrter Herr Prof. Dr. Dr. Klussmann,

als ehemalige Kollegiatin des Ost-West-Kollegs freue ich mich sehr, heute auch einen kleinen Geburtstagsboten auf den Weg bringen zu können: Zu Ihrem Ehrentag überbringt obiger kleiner Gratulant einen duftenden Fliederstrauß aus dem Jahr 1923 und herzliche Glückwünsche – er stammt aus der Dokumentensammlung des Deutschen Historischen Museums, in der ich mittlerweile arbeite. Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen Geburtstag im Kreise Ihrer Familie, Freunde und Kollegen!

Mit den allerbesten Wünschen aus Berlin

Regina Stein



Der Intendant

Wilhelmshaven, den 20. Februar 2013

Lieber Herr Klussmann,

von Silke erfuhr ich, dass Sie am 25. Februar 2013 Ihren 90. Geburtstag feiern.
Daher möchte ich nicht verabsäumen, Ihnen auf diesem Wege meine
allerherzlichsten Glückwünsche zukommen zu lassen.

Immer wieder gern denke ich an meinen Lieblingsprofessor zurück, und wie Sie dem
Briefkopf entnehmen können, ist dank auch Ihrer tatkräftigen Unterstützung etwas
aus mir geworden. Dafür ganz herzlichen Dank.

Lassen Sie sich feiern. Ich wünsche Ihnen für die Zukunft nur das Beste, vor allem
bleiben Sie bei guter Gesundheit.

In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen

Ihr



Olaf Strieb

des. Intendant der Landesbühne Niedersachsen-Nord GmbH

Sankt-Gallen, 08.02.2013



Lieber Professor Klusmann,
wir gratulieren Ihnen herzlich
zum Geburtstag und wünschen
Ihnen viel Glück und Gesundheit.
Sehr oft erinnern wir uns an
die schöne Zeit in Bochum und
hoffen, dass wir uns bald
wieder sehen.

Mit wärmsten Grüßen
aus der Schweiz,
Ihre Außenstelle Promotionskolleg
Ost-West in Sankt Gallen

Mascha Tapangaeva
Gues Pantsochfeld
Gulnat Garaeoa



Reale und virtuelle Begegnungen mit Paul Klussmann

Manfred Tietz

Als ich 1983 für das Fach ‚Romanische Philologie, insbesondere iberoromanische Literaturen‘ an die *Ruhr-Universität* berufen wurde, gehörte Herr Klussmann längst zur ‚alten ehrfurchtsgebietenden Garde‘ der *Fakultät für Philologie*, deren verdienstvolles Mitglied er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1988 geblieben ist. In unserer gemeinsamen ‚offiziellen Zeit‘ sind wir uns immer wieder durchaus real im verschiedenen Gremien oder in Prüfungen begegnet, wobei ich ihn, den Älteren – und, ich vermute einmal, auch den Weiseren – stets als freundlichen und zuvorkommenden Kol-

legen kennen und schätzen gelernt habe. Diese Begegnungen fanden im Übrigen auch über seine eigene – und zwischenzeitlich auch meine – Emeritierung hinausgehend in einer Reihe von Ruhr-Universität-typischen Parkplatz-, Fahrstuhl- und Etagenflurgesprächen statt, in denen man das geistige Engagement und die Heiterkeit von Herrn Klussmann immer wieder bewundernd feststellen konnte und hoffentlich noch lange weiterhin feststellen kann.

Aber ich bin während meiner Bochumer Zeit Herrn Klussmann nicht nur, real sondern vielfach auch virtuell begegnet – wobei diese virtuellen Begegnungen für mich fast noch wichtiger und inspirierender als die realen Begegnungen waren. Diese ‚virtuellen Begegnungen‘ fanden zum einen in Gesprächen mit Studierenden statt, die in ihrem Studium die Fächer Germanistik und Hispanistik kombinierten. Was sie in den Lehrveranstaltungen von Paul Klussmann zur deutschen Romantik oder zur ‚Parallelität mehrerer Kulturen und Literaturen in einem gemeinsamen Sprachraum‘ konzeptionell und inhaltlich erfahren hatten, brachten sie in die analogen hispanistischen Veranstaltungen ein und bereicherten so nicht nur das Wissen ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen, sondern auch mein eigenes Wissen. Wahrscheinlich hat Herr Klussmann von diesem ‚Wissens- und Kulturtransfer‘ nie etwas erfahren – wie auch nicht von der zweiten, ebenfalls virtuellen Form unserer Begegnungen.

Das von Paul Klussmann 1989 mitbegründete und über viele Jahre hinweg so erfolgreich geleitete *Institut zur Deutschlandforschung* war für mich von seinen Anfängen an ein ‚Wunschbild‘, auch wenn es letztlich für mich nur eine Fata Morgana bleiben sollte. Über lange Jahre schwebte mir in meinen ‚fachlichen Träumen‘ hinsichtlich einer kulturwissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Öffnung der Hispanistik ein – in Bochum angesiedeltes – *Institut zur Spanienforschung* vor, das tatsächlich einmal kurz vor seiner Realisierung stand, dann aber doch – nicht ganz ohne sachliche Spuren zu hinterlassen – im ‚Orkus der universitären Projekte‘ verschwand. Die Fata Morgana eines solchen Instituts – das zwischenzeitlich an der Universität Regensburg Wirklichkeit geworden ist – hat mich übrigens bis ans Ende meiner Dienstzeit fast täglich und stets sehr real begleitet: immer wenn ich während vieler Jahre beinahe täglich vom ‚Romanistenschreibtisch‘ auf ‚Ebene 7‘ zum ‚Studiendekansschreibtisch im Optionalbereich‘ auf ‚Ebene 04‘ gegangen bin, habe ich stets – sehnsuchts- und bewunderungsvoll – die Räume des *Institut zur Deutschlandforschung* durchquert, in denen sich, lieber Herr Klussmann, Ihr fachlicher Traum in so vorbildlicher Weise realisiert hat. Möge es Ihnen noch lange über Ihr 90. Lebensjahr hinaus vergönnt sein, uns alle und Ihr Institut wie seit einem Vierteljahrhundert so außerordentlich fruchtbar zu inspirieren!

Lieber Herr Professor Klussmann,

zu Ihrem Geburtstag
möchte ich Ihnen von Herzen
gratulieren.

Es ist mir eine Freude,
dass ich an dem von Ihnen
gegründeten Ost-West-Kolleg
teilnehmen durfte, aus dem zahlreiche
intellektuelle Kontakte und Freundschaften
hervorgingen, die bis heute halten.

Im Rückblick
auf all die guten Erfahrungen,
die mit Ihrem Wirken in Bochum
verbunden sind,
und mit Blick in die Zukunft
wünsche ich Ihnen alles Gute und die Erfüllung
aller Ihrer Träume.

Monika Tokarzewska



Monde und Jahre vergehen
und sind auf immer vergangen,
aber ein schöner Moment
leuchtet das Leben hindurch.

(Franz Grillparzer)

Lieber Herr Klussmann,

ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute zu Ihrem 90. Geburtstag, und
daß das Leben Ihnen unzählige schöne, gesunde und glückliche Momente
schenkt!

Ihre Franziska Torma

(Promotionskolleg Ost-West, 3. Turnus)



Dirk Türnau
Am Hauweg 25c
47249 Duisburg

Duisburg, den 25.2.2013

Sehr geehrter, lieber Herr Professor Klussmann!

Ich möchte Ihnen ganz herzlich zu Ihrem 90.Geburtstag gratulieren.

Aus der Zeit meines Germanistikstudiums in Bochum (1981-1987) habe ich Sie noch immer als leidenschaftlichen und engagierten akademischen Lehrer sowie als souveränen Prüfer in Erinnerung.

Alles Gute für die kommende Zeit!

Mit freundlichem Gruß

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'D. Türnau', with a long horizontal flourish extending to the right.



МИНОБРНАУКИ РОССИИ
Федеральное государственное бюджетное
образовательное учреждение высшего
профессионального образования
**«Тверской государственный
университет»**
ТвГУ

ул. Желябова, д. 33, Тверь, 170100
Телефоны: 34-24-52, 32-15-50
Факс: (4822)32-12-74 E-mail: TverSU@tversu.ru
ОГРН 1026900577109
ИНН/КПП 6905000791/695001001

13.02.2013 № 58-01-02

На _____ от _____

An IDF - Gründungsdirektor
Professor Dr. Dr. h.c.
Paul Gerhard Klussmann

Sehr geehrter Herr Klussmann!

Hiermit freut sich die staatliche Universität zu Twer (Russland), Ihnen zum 90. Jubiläum gratulieren zu dürfen!

Unsere Hochschule weiß Ihren Beitrag in internationale Germanistik zu schätzen. Als besondere Leistung möchten wir aber Idee und Realisation des Programms für Weiterqualifizierung russischer Germanisten „Modell Bochum“ preisen, wo unter 101 russischen Dozenten/Innen aus etwa 40 Hochschulen auch drei Dozentinnen des Lehrstuhls für Deutsch der Twerer Universität Unterricht von hoher Qualität, wissenschaftlichen Erfahrungsaustausch und informatives Rahmenprogramm genießen konnten. Dabei waren Ihre persönliche Leitung und akademischer Beitrag von großer Bedeutung. Bochumer Impulse und Ideen sind inzwischen erfolgreich in unseren Curriculum integriert worden; „Modell Bochum“ ermöglichte auch ein innenrussisches und internationales akademisches Netzwerk zu verschaffen und erfolgreich zu pflegen.

Wir möchten Ihnen geistliches und gesundheitliches Wohlbefinden und noch viele arbeitsame Jahre wünschen und verbleiben mit Freude auf weitere wissenschaftliche Kontakte.

Rektor

Prof. Dr. A.W. Belozerkowskij

Исполнитель зам. декана ф-та ИЯ и МК
Т.В. Гречушникова
Тел. 34 46 56

004485

Zum Geburtstag



Auch ich, die Institutshündin Uschika, gratuliere ganz herzlich zum Geburtstag.

Ich wünsche dem Geburtstagskind viele, viele Leckerchen, so wie ich sie von meinem Herrchen bekomme, wenn mein Geburtstag gefeiert wird, und vielleicht zusätzlich eine wohlschmeckende Leberwurst – immerhin ist es ja ein „runder“ Geburtstag, den es zu feiern gilt.

Lieber Paul Gerhard, Magister amatissime,

ich habe Dich im Oktober 2012 wiedergesehen und ich habe es wie immer genossen, einen menschlichen und wissenschaftlichen Gedankenaustausch mit Dir führen zu können. Ich steckte – wie schon oft – in der sogenannten „Germanistik-Krise“ und Du hast auf mich (wie in den alten Zeiten) Deine Begeisterung übertragen und mich somit aufgemuntert. Ich habe Dich bewundert und „beneidet“, besonders als Du (auswendig) Georges *Fenster wo ich einst mit dir* rezitiert hast. Heute – wie in der Vergangenheit – bin ich Dir dankbar und mein (auch egoistischer) Wunsch ist: Bleibe wie Du bist, weil Du für mich und für viele einen starken, existentiellen Bezugspunkt darstellst.

Viele Episoden habe ich in Erinnerung, die meiner Studienzeit bei Dir den Stempel aufgedrückt haben. Hier sei nur eine Lehre von Dir erwähnt, die beinahe eine Parabel ist. Ich nenne sie die „Diamanten-Parabel“ und seit vielen Jahren bereichere ich damit auch meine Studenten. „Wenn du schreibst“ – sagtest Du mir – „mache als ob du eine bestimmte Zahl von Diamanten zur Verfügung hättest, die in den Text platziert werden müssen. Das sind die Passagen, die der virtuelle Leser mit dem Bleistift unterzeichnen würde“. *Possesso per sempre*.

Te omnibus optimis prosequor

Margherita Versari

lieber Paul-Gerhard,
zu Deinem 90. Geburtstag wünsche
ich Dir alles erdenklich Gute.
Begrüßen wir Veränderung als
Wunder des Lebens und wissen um
die flüchtige Natur aller Dinge, so
sind wir glücklich.
Wie treffend sagt es uns doch
Friedrich Rückert:

"O wünsche nichts vorbei und
"wünsche nichts zurück!
Nur ruhiger Gehalt der Gegenwart
ist Glück.
Die Zukunft kommt von selbst,
beeile nicht die Fahrt!
Sogleich Vergangenheit ist jede
Gegenwart."

In herzlicher Verbundenheit
Dein Dieter M.

Thamer/NZ, im Februar 2013

Vom Minimalprogramm der Poesie

Randbemerkungen, auch didaktischer Art, zu Günter Eichs Epochengedicht

Inventur

Von Jochen Vogt

*Paul Gerhard Klussmann gewidmet,
dem Lehrer, Kollegen und väterlichen Freund:
Mit allen guten Wünschen zum 90. Geburtstag
– und in Erinnerung an unseren Freund Klaus Günther Just*

Unter den Gedichten deutscher Sprache aus der Nachkriegszeit hat kaum eines eine derart anhaltende, teilweise auch widersprüchliche Resonanz und Würdigung gefunden wie die frühe *Inventur* von Günter Eich.¹ Ich sage „kaum“, weil sich natürlich sofort die große Ausnahme aufdrängt: Paul Celans *Todesfuge* (soweit wir wissen 1945, annähernd gleichzeitig oder kurz vor *Inventur* entstanden). Auf eine höchst prekäre oder paradoxe Weise stehen sich diese beiden Texte gegenüber und komplettieren einander doch auch – gerade, wenn man sie im Lichte von Adornos rigorosem, später revidiertem Urteil über ‚Gedichte nach Auschwitz‘ liest.² Hier soll es aber nur darum gehen, die divergierenden Lesarten und Bewertungen von Eichs Gedicht genauer zu betrachten und nach Möglichkeit einige objektive Gründe oder zumindest Dispositionen für solche Divergenzen am Text selbst und seinen historischen wie poetologischen Kontexten aufzuspüren.

Eichs *Inventur* gilt, seit sein Generationengenosse Wolfgang Weyrauch das Gedicht 1949 im Nachwort seiner Prosa-Anthologie *Tausend Gramm* abgedruckt und damit quasi rückwirkend und gattungsübergreifend zum Programm oder zur Poetik der von ihm so genannten „Männer des Kahlschlags“ (auch: „Kahlschlägler“!) erklärt hatte – sie „fangen in Sprache, Substanz und Konzeption, von vorn an“ –, als das „Epochengedicht“ der

¹ Die inzwischen maßgebliche Edition: Günter Eich: *Gesammelte Werke* in vier Bänden. Revidierte Ausgabe. Band I: *Die Gedichte*. Die Maulwürfe. Hrsg. von Axel Vieregge, Frankfurt 1991. Das Gedicht „*Inventur*“ dort S. 35f.

² Vgl. auch zur „*Todesfuge*“ meinen Aufsatz über Paul Celan und Peter Weiss, in: Peter Weiss *Jahrbuch* 4 (1995), S. 102ff.

unmittelbaren Nachkriegszeit schlechthin.³ Gemeint ist damit, dass dieser Text in all seiner Kürze und ‚Armut‘ den Geist, oder besser: die Empfindung, das (Über-)Lebensgefühl seiner Zeit oder doch sehr vieler Zeitgenossen an- und aussprach – und mit seiner Form gleichzeitig ein Muster abgab oder eine immanente Poetik formulierte für ‚Gedichte nach Stalingrad‘ (eben nicht ‚nach Auschwitz‘). Inwieweit *Inventur* damals tatsächlich sprachlich normativ oder stilbildend wirkte, blieb bei solchen, auch literaturpädagogisch weit verbreiteten Einschätzungen zunächst außer Betracht, wurde aber auch später nicht gezielt untersucht.

Immerhin blieb auf Dauer nicht unbemerkt, dass *Inventur* sowohl im – nicht allzu umfangreichen – lyrischen Werk von Günter Eich ein Unikat geblieben war als auch bei den dichtenden Zeitgenossen zunächst keine erkennbar stilprägende Wirkung entfaltet hatte. Dessen ungeachtet hat das Gedicht im Literaturunterricht an Schulen und Universitäten, auch im internationalen Rahmen, seit längerem einen kanonischen Rang, ja eine besondere Beliebtheit gewonnen und nun schon über Jahrzehnte bewahrt, was sich zwei miteinander verknüpften Charakteristika verdanken dürfte: Zum einen ist es hervorragend geeignet, die historische Zäsur des Jahres 1945 und den damit einhergehenden Zivilisationsbruch in einem subjektiven, aber exemplarischen Erfahrungshorizont anschaulich zu machen und zu deuten, führt es doch die komplexen historischen Zusammenhänge auf eine einzige, existentielle und zugleich anschauliche Grenzsituation zurück. Zum andern tut es dies in sprachlich extrem reduzierter Form, in einer Art von *basic German*, die es auch Anfängern im Studium der deutschen Sprache fast ohne Hilfen zugänglich macht. Gegen eine didaktische Verwendung in diesem Sinne ist gewiss nichts einzuwenden (der Verfasser hat sie oft genug selbst praktiziert) – sehr wohl aber müsste man die schnell und gern behauptete Schlichtheit oder gar Primitivität der poetischen Form noch einmal genauer untersuchen. Dafür wird es hilfreich sein, zunächst den Entstehungs- und Publikationskontext des Gedichts etwas näher zu betrachten.

1. „Im Jahre 1939 wurde er Soldat“

Aufs Ganze gesehen hat der Autor Günter Eich mit seiner Lyrik, und mehr noch (weil medial wirkungsstärker) mit seinen zahlreichen Hörspielen in der ersten Phase der westdeutschen Nachkriegsliteratur und bis weit in die fünfziger Jahre hinein, dann doch anregend und auch stilprägend gewirkt. Trotz seines schmalen Werkes, seines Verzichts auf Großformen wie Roman oder Drama, einer zurückgezogenen Lebensweise und seiner zunehmenden

³ Wolfgang Weyrauch (Hg.): Tausend Gramm. Sammlung neuer deutscher Geschichten. Hamburg: Rowohlt 1949, S. 214ff.

Distanzierung vom eigenen Werk war Eich nicht nur, im Jahr 1950, der erste Preisträger der Gruppe 47, sondern blieb – vor allem in deren Rahmen – eine wichtige Bezugs- und Orientierungsfigur der ‚jungen‘ Literatur. Biographisch jedoch zählt er, geboren 1907, ähnlich wie auch Wolfgang Koeppen, zu einer Zwischengeneration, die schon vor und dann eben auch nach 1933 publiziert hatte: in Eichs Fall Gedichte in der Tradition der Naturlyrik (seit 1927) und Hörspiele im neuen Literaturmedium Radio (seit 1929, verstärkt nach 1933!). Seit 1939 Soldat, aber erst 1944 in Kampfeinsatz, geriet Eich 1945 im Ruhrgebiet in amerikanische Gefangenschaft und war einige Wochen oder allenfalls wenige Monate in den riesigen, wegen eklatanter Unterversorgung, extremen hygienischen Missständen, grassierenden Krankheiten und vielen Todesfällen gefürchteten amerikanischen Gefangenenlagern auf den Rheinwiesen von Sinzig und Remagen interniert.⁴

Das führt direkt zum Gedicht *Inventur*, oder zunächst zu einer ganzen Gruppe von Gedichten in Eichs erstem Nachkriegs-Gedichtband *Abgelegene Gehöfte* von 1948,⁵ die sich zum Teil explizit auf Eindrücke und Erfahrungen während dieser Zeit und an diesem Ort beziehen, möglicherweise auch noch dort (oder bald nach der Entlassung, jedenfalls 1945/46) entstanden sind; bei einigen wie *Inventur* darf dieser Bezug auch ohne ausdrücklichen Bezug ohne Zweifel angenommen werden. Insgesamt sind dieser Gruppe 15 Gedichte – von Seite 29 bis 49 – zuzurechnen, beginnend mit *Frühling in der Goldenen Meil.* – Dieser Titel gibt trotz des idyllischen Klangs die erste und eindeutige Referenz auf den ursprünglichen Schauplatz: „Goldene Meile“ ist der regionale Name des flachen und fruchtbaren linksrheinischen Ufergeländes zwischen Bad Breisig und Remagen, größtenteils südlich der Einmündung der Ahr in den Rhein, auf dem die Lager Remagen und Sinzig abgesteckt waren (heute ein ausgedehntes Gewerbegebiet.) – Es folgen dann die Gedichte *Erwachendes Lager*, *Mit klappernden Zähnen am Morgen Sophie*, *Wie grau es auch regnet* –, *Pfannkuchenrezept*,

⁴ Das sogenannte Rheinwiesenlager in Remagen und das zu seiner Entlastung direkt angrenzend eröffnete Erweiterungslager in Sinzig wurden im April 1945 von der US Army eingerichtet; beide unterstanden einem einheitlichen Kommando. Es handelte sich um mit Stacheldraht abgesteckte offene Areale ohne jede Infrastruktur. Die Gefangenen hausten überwiegend in Erdlöchern, eine Minderheit unter improvisierten Zelten. Am Tage der deutschen Kapitulation, dem 8. Mai, sollen beide Lager mit 250 000 Gefangenen belegt gewesen sein. Die Versorgungsmöglichkeiten der amerikanischen Streitkräfte waren – wenig überraschend – völlig unzureichend. Annähernd 10 000 verstorbene Gefange sind im nahegelegenen Bad Bodendorf bestattet. Das Lager Remagen wurde von den Amerikanern im Juni 1945, das Lager Sinzig Ende Juli von der neuen französischen Besatzungsmacht aufgelöst.

⁵ Günter Eich: *Abgelegene Gehöfte*. Mit vier Holzschnitten von Karl Rössing. Erschienen bei Georg Kurt Schauer, Frankfurt am Main 1948. – Der Band erschien „unter Zulassung Nr. 8 (Dr. Georg Kurt Schauer) der amerikanischen Militärregierung“ am 1. April 1948 in einer Auflage von 3000 Exemplaren. Zitierenswert ist die Autorenbiographie im Vorsatzblatt: „Günter Eich, geboren am 1. Februar 1907 in Lebus, aufgewachsen in der Mark Brandenburg, studierte Volkswirtschaft und Sinologie. Er war seit 1932 Schriftsteller und veröffentlichte Novellen und Gedichte. Im Jahre 1939 wurde er Soldat. Seit seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft lebt er in Geisenhausen (Niederbayern).“

Im verflorenen Herbst, Mohn, dann wieder eindeutig im Realitätsbezug *Camp 16*, schließlich *Inventur, Sinziger Nacht, Latrine, Gefangener bei Nacht, An die Lerche, Fragment, dem Mond gewidmet, Der Nachtwind weht*, und als letztes mit klarem Bezug aufs Lager *Abends am Zaun*. Einige dieser Gedichte wurden in der Zeitschrift *Der Ruf* 1946/47 oder an anderer Stelle erstmals veröffentlicht. Einzelne weitere Texte mit militärischer Thematik, etwa *Lazarett*, dürften aus früheren Soldatenzeiten seit 1939 stammen.

Eich hat, wie man heute weiß, neben weiteren Nachkriegsgedichten, von denen eines seinen neuen Wohnort *Geisenhausen* im Titel trägt, auch Texte aus der Kriegs- und Vorkriegszeit in diesen Band aufgenommen; das Jahr 1945 markiert also auch in diesem sehr speziellen Sinn keine Zäsur, keine „Stunde Null“.⁶ Das *Inventur*-Gedicht selber hatte Eich mit einigen weiteren Texten zunächst in Hans Werner Richters Anthologie *Deine Söhne, Europa. Gedichte deutscher Kriegsgefangener*⁷ 1947 publizieren können, ehe er es dann in *Abgelegene Gehöfte* aufnahm.

Von einer ‘Gedichtgruppe‘ kann man vor allem in thematischer Hinsicht sprechen (obgleich mindestens zwei Texte reine ‚Erinnerungsgedichte‘ sind). Eine formale Abgrenzung dieser Textgruppe ergibt sich in der Originalausgabe durch die beiden ganzseitigen Holzschnitte von Karl Rössing, als spätsurrealistisch angehauchte Stilleben durchaus passend, die vor *Frühling in der Goldenen Meil* und nach *Abends am Zaun* platziert sind; in der Werkausgabe entfallen sie und damit auch die sichtbare Abgrenzung der Lagergedichte. Eine zunächst erwogene Zwischenüberschrift – nämlich „Gefangenschaft“ – hatte Eich noch vor der Drucklegung wieder verworfen; seltsamerweise fehlt in der Aufstellung der dafür vorgesehenen Texte ausgerechnet *Inventur*.⁸

Strukturell wie stilistisch sind diese Lagergedichte heterogen, erwecken den – naheliegenden – Eindruck einer Suche nach der rechten, angemessenen Ausdrucksform für die neu erfahrene Situation des Schreibenden. Eich erprobt verschiedene Vers- und Gedichtformen, auch wenn zwei- oder dreihebige Kurzzeilen und vierzeilige Strophen, ganz, teilweise oder auch gar nicht gereimt wie *Inventur*, zahlenmäßig dominieren. Auffällig ist der Wechsel oder auch die Spannweite des lyrischen Tons: von elegischem Gedenken an Vergangenes und Betrauern des lebensgeschichtlich Versäumten bis zur provokativen Kontrastmontage von Hochkultur und animalischer Existenz, wenn sich etwa unter dem Titel

⁶ Zu Eichs literarischer Tätigkeit, besonders als Rundfunkautor, unter dem Nationalsozialismus vgl. vor allem Glenn R. Cuomo: *Career at the Cost of Compromise. Günter Eich's Life and Work in the Years 1933-1945*, Amsterdam 1989.

⁷ Hans Werner Richter (Hg.): *Deine Söhne, Europa. Gedichte deutscher Kriegsgefangener*, München: Nymphenburger Verlagsanstalt 1947.

⁸ Vgl. dazu den Kommentar des Herausgebers Axel Viereg in: Günter Eich: *Gesammelte Werke*, Bd. I, S.436f.

Latrine „Verse von Hölderlin“ auf „Urin“ reimen müssen. Die Reimverwendung schwankt – zumindest auf den ersten Blick, zwischen einer (bisweilen kaum glaubhaften) Unbeholfenheit und einem ‚Kalauern‘ in dekouvrierender Absicht („Der Mantel blieb in Opladen / [...] / find ich keinen Kameraden“; „Ich liege erschauernd und winzig / auf den tauigen Wiesen vor Sinzig“). Satirische Töne kann man etwa aus dem *Pfannkuchenrezept* heraushören (in einer Entwurfsfassung sind sie noch deutlicher), ohne dass diese Tonart dann dezidiert weitergeführt würde. Andererseits, etwa in dem Lager-Gedicht *Blick nach Remagen*, bleibt Eich selbst einer traditionellen Bildlichkeit verhaftet: „am zerschoßnen Gemäuer, / weiß ich, grünt wieder der Wein“, oder gerät gar in die Nähe nationalsozialistischer Symbolik, wenn er im Blick auf die „nächtlichen Lagerfeuer“ schreibt:

Bleibt die Flamme mir teuer,
bin ich aus ihr allein,
seis mich verzehre das Feuer,
seis es glühe mich rein.

Vor diesem Hintergrund einer poetischen Vielstimmigkeit, in der „durchaus Pathos, Melancholie, Ironie, literarische Parodie, Klage [und] Anklage“ mitschwingen, hebt sich *Inventur* unverkennbar ab. Das hat am klarsten Gerhard Kaiser herausgestellt, der den Autor, dessen persönliche und politische Haltung zuvor durchaus uneindeutig gewesen sei, jetzt „am nackten Grund“, gewissermaßen am existenziellen Nullpunkt angekommen sieht. „In keinem anderen Gedicht so sehr wie in *Inventur*. Keines erreicht einen Lakonismus wie dieses.“ Man könne es deshalb durchaus „repräsentativ nehmen“ – nicht in einem statistischen, wohl aber in einem qualitativen, ja essenziellen Sinn, gerade auch in der „Diskontinuität“ oder Differenz zu Eichs übrigen Werk. In jedem Fall sei es „eines der seltsamsten, am meisten minimalistischen und radikalen der deutschen Literatur“.⁹ Es dürfte sich lohnen, diesem Befund nochmals genauer nachzugehen.

2. Ein ziemlich komplexer Minimalismus

Inventur

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,

⁹ Gerhard Kaiser: Günter Eich: „*Inventur*“. Poetologie am Nullpunkt, in: Olaf Hildebrand (Hrsg.): *Poetologische Lyrik von Klopstock bis Grünbein*, Köln 2003, S. 268ff., hier 270f.

hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
Kostbaren Nagel,
den vor begehrlischen
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind
Ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

so dient es als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt
Zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine
Lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,
dies ist meine Zeltbahn,
dies ist mein Handtuch,
dies ist mein Zwirn.

Versuchen wir also selbst eine kleine Inventur, das heißt ja ‚Bestandsaufnahme‘, oder besser vielleicht eine ‚Revision‘ der poetischen Strukturen und Verfahren. Der erste Blick erfasst sieben Strophen aus je vier Kurzzeilen ohne Reim; die auffällig anaphorische Parallelkonstruktion in der ersten und noch konsequenter in der letzten Strophe macht deren rahmende Funktion deutlich. Die fünf Binnenstrophen kontrastieren dazu insbesondere grammatisch bzw. rhythmisch durch vers- oder sogar strophenübergreifende Satzbögen und besonders in den Mittelstrophen 3, 4 und 5 durch den vielfachen Gebrauch von

Enjambements. Doch markiert die Rahmen-und-Binnen-Konstruktion weder eine zeitliche Differenz noch zwei verschiedene Stimmen: Das lyrische Ich spricht hier wie da, und es spricht über die und aus der unmittelbare(n) Gegenwart seiner Situation. Die Metrik ist variabel, tendenziell trochäisch oder daktylisch, einem prosaischen Sprechrhythmus angenähert; die Sätze meist parataktisch gereiht, aufzählend; dreimal markieren Nebensätze erläuternd die herausgehobene Bedeutung des zuvor benannten Gegenstandes. Denn die Grundform der poetischen Rede ist hier nichts anderes als die Aufzählung oder *Liste*, also eine pragmatische oder auch elementar-literarische Form. Bildlichkeit oder Symbolik scheinen zunächst ganz zu fehlen.

Am ehesten kann man die Geheimnisse dieses poetischen Minimalismus erschließen, indem man einerseits nach den Sprechakten des lyrischen Ich, und andererseits nach den Objekten der Aufzählung und ihren Funktionen fragt.

Es geht, wiederum auf den ersten Blick zu erkennen, um die wenigen Dinge, Utensilien oder Gebrauchsgegenstände, die dem lyrischen Sprecher in einer extremen Lebenssituation – mutmaßlich in der ‚totalen‘, zugleich aber chaotischen und unterversorgten Institution des Kriegsgefangenenlagers – verblieben und für sein Überleben maßgeblich sind. In Anlehnung an eine schöne Wendung aus Walter Benjamins Brecht-Kommentaren könnte man vielleicht von einem Minimalprogramm der Poesie und einer Minimalausstattung der Humanität sprechen, die da beschworen werden.

Die Frage nach den Sprechakten erweist nun aber, dass hier keineswegs einfach aufgezählt wird: Das lyrische Ich *zeigt* auf die Dinge – „Dies ist meine Mütze“ – und *benennt* sie zugleich, gibt ihnen einen Namen, als sei dies das erste Mal: „Dies ist meine *Mütze*.“ Wir dürfen dabei durchaus an die Sprechhandlungen von Kindern denken, die sich die Objektwelt in mehrfachem Sinn ‚aneignen‘: „Dies ist *meine* Mütze.“ So auch unser lyrischer Sprecher: Indem er seine Utensilien vorweist, benennt und ihren Gebrauchswert für sich reklamiert, steckt er seinen (wenn auch armseligen) persönlichen Besitz und Handlungsraum ab. Das lyrisch-gestische Zeigen und Benennen, die *deixis*, wird zum Medium einer neuen (oder erneuerten?) Identitätsfindung.

Dies bestätigt sich, wenn man die Reihenfolge und die aufsteigende Rangfolge der Utensilien bedenkt. Anders als Mütze und Mantel, Pappe und Rasierzeug dienen der „kostbare Nagel“, die über alles geliebte „Bleistiftmine“ nicht nur dem Schutz des Körpers und der Erhaltung des Lebens. Sie ermöglichen vielmehr Symbolisierung und weitere Identitätssicherung, sei es durch Ich-Nennung und Abgrenzung: „ich hab in das Weißblech / den Namen geritzt“ (was pragmatisch ja vor allem der Diebstahlsprävention dient), sei es

durch die Tätigkeit der Phantasie und damit eine poetische Rückgewinnung der Realität („Tags schreibt sie mir Verse / die nachts ich erdacht“). Die Ausnahmestellung der Bleistiftmine (noch als bloßer Teil, als Minimalform eines Bleistifts), die zumindest grammatisch zum autonomen Subjekt und damit auch zum einzigen ‚personalen‘ Gegenüber des Ichs befördert wird, ist dabei unverkennbar.¹⁰ Und schließlich dient, kontrapunktisch zum Benennen, das *Verschweigen* und *Verbergen* („einiges, was ich niemand verrate“) der Selbstfindung des aus allen Ordnungen gerissenen Individuums, weil es einen minimalen Raum der Privatheit und Intimität abgrenzt und sichert.

Es zeigt sich also, dass die Reihenfolge der Strophen eine kontinuierliche *Steigerung* von der elementaren Erhaltung der Physis über die Körperpflege als ‚Kultur‘ sowie die persönlichen Gefühle und Gedanken bis hin zur poetischen Aktivität (also zur ‚Kunst‘) beschreibt; worauf in der siebten und letzten Strophe dann eine Antiklimax, eine Art ‚Abspann‘ folgt. Das Gedicht artikuliert insofern keine Gewissheit, aber doch die Hoffnung einer erneuerten Identität, für die persönliche Intimität und poetische Produktivität konstitutiv wären.

Damit würden auch Interpretationen, die das Gedicht allzu eng an die bloße Gegenständlichkeit des ‚Nullpunkts‘, des ‚Kahlschlags‘ oder der ‚Trümmerlyrik‘ binden, zumindest relativiert. Es geht, wie Heinz Drügh in seiner differenzierten Analyse mit Recht betont, hier nicht einfach um „Deskription“ (oder gar, wie es in älteren Interpretationen gelegentlich heißt, um „Reportage“); schon Auswahl und Anordnung der Objekte ergeben vielmehr eine „geradezu emphatische Selbstpräsentation des lyrischen Ichs“, ein Bildnis des Dichters als nicht mehr ganz junger Kriegsgefangener.¹¹

Insofern ist auch Gerhard Kaisers Kategorisierung und Lesart von *Inventur* als „poetologisches Gedicht“ völlig plausibel; und auch im Blick auf das textuelle Arrangement, die lyrischen Verfahrensweisen, die jene Selbstpräsentation erst ins Wort setzen, ist seinem Urteil ohne Einschränkung zuzustimmen: „Ein Gedicht, das mit dem Anschein spielt, gar kein Gedicht zu sein, ist in der Verleugnung von Artistik sehr artistisch.“¹²

Dem kann man auf verschiedenen – semantischen wie strukturellen – Ebenen nachgehen, ich nehme hier im Anschluss an einige neuere Analysen vor allem den Versbau in den Blick. Bei genauer Lektüre verstärkt sich der Eindruck, dass die nüchterne und der

¹⁰ Vgl. Silke Arnold-de Simine: „Dies ist meine Mütze“ oder: Zum Verhältnis zwischen Worten und Dingen in Günter Eichs „Inventur“, in: Andreas Böhn u.a. (Hg.): Lyrik im historischen Kontext. Festschrift für Reiner Wild, Würzburg 2009, S.334ff, hier 338f.

¹¹ Heinz Drügh: Ästhetik der Beschreibung. Poetische und kulturelle Energie deskriptiver Texte (1700-2000), Tübingen 2007; darin: Kap. 3: Günter Eichs „Inventur“ – Ästhetisierung durch Beschreibung, S.354-371.

¹² Gerhard Kaiser: Günter Eich: „Inventur“. Poetologie am Nullpunkt, S.282.

Alltagsprosa nahe Sprache dieser Verse metrisch schwerer zu schematisieren ist als gedacht. Das hat *Inventur* übrigens mit einigen klassischen Gedichten gemeinsam, darunter Goethes berühmtestem *graffito*, über dessen genaue metrisch-rhythmische Faktur die Gelehrten bis heute kein Einverständnis erzielen konnten.¹³ Unzweifelhaft ist allerdings, dass Eichs Gedicht weithin durch einen Wechsel von daktylischen und trochäischen Versfüßen bestimmt ist, die in variabler Form, mit ‚männlicher‘ oder ‚weiblicher‘ Kadenz, mit oder ohne Anlaut, gelegentlich verkürzt, oder auch strophenübergreifend auftreten können. Die Verse sind prinzipiell zweihebzig mit unterschiedlich stark ausgeprägten Hebungen. Die zuerst von Heinz Drügh vorgeschlagene Zuordnung zur traditionellen, aus der sapphischen Ode herstammenden, in der deutschen Poesie u.a. bei Klopstock, Goethe, Hölderlin selten vorkommenden Versform des *Adoneus* (oder „adonitischen Verses“: – ∪ ∪ – ∪), also einer Kombination von Daktylus und Trochäus, erscheint plausibel.¹⁴ In der deutschen Poesie kommt der Adoneus selten, aber an markanten Stellen vor, so bei Klopstock (*rösiger Morgen*), in Goethes *Grénzen des Lébens* und vor allem bei Hölderlin, in *Hyperions Schicksalslied* und in *Hälfte des Lebens*. Der Titel selbst ist, wie auch in Goethes Gedicht, ein adonitischer Vers, ebenso die berühmte Schlusszeile: „klírrén die Fáhnen“.¹⁵

Ob diese klassizistische Note bei Eich als bewusste Anspielung und damit impliziter Traditionsbezug *ex contrario* gelten darf, steht dahin – ist aber keineswegs auszuschließen. In seinem kurzen Essay *Die heutige Situation der Lyrik (II)* von 1947 nennt Eich jedenfalls Sappho, Dante, Goethe und Hölderlin als „die Großen, die der Dichter nicht weniger als der Hörer liebt und verehrt“.¹⁶

Das Fehlen des Endreims (mit einer halben Ausnahme in der Endstrophe) wird durch ein dichtes Netz von Anaphern, Alliterationen und Assonanzen kompensiert, das bei der objektiven Kürze von Gedicht, Strophen und Versen besonders stark hervortreten kann. Rhythmische Tempowechsel, fließende oder hart gefügte Übergänge zwischen einzelnen Zeilen oder Strophen bieten eine weitere Strukturierungsebene dieses wahrhaft

¹³ Vgl. Jochen Vogt: Goethe's Most Famous "Graffito": The Silence of the Birds, in: Karla L. Schultz/Kennet S. Calhoun.: *The Idea of the Forest. German and American Perspectives on the Culture and Politics of Trees*, New York u.a. 19965, S. 103ff.

¹⁴ Heinz Drügh: *Ästhetik der Beschreibung*, S. 365f.

¹⁵ In Erinnerung an unser Hölderlin-Seminar im Deutschen Literaturarchiv zu Marbach – mit Dank an meinen Mitveranstalter und Korrepetitor!

¹⁶ In: Günter Eich: *Gesammelte Werke*, Bd. IV, S. 476f. – Winfried Menninghaus hat in seiner bemerkenswerten Studie „Hälfte des Lebens. Versuch über Hölderlins Poetik“ (Frankfurt a.M. 2005) das sinnstiftende Potential des adonitischen Verses für Hölderlins Gedicht „Hälfte des Lebens“ von 1802 aufgedeckt. So weit wird man bei „Inventur“ sicher nicht gehen. Dass Eich seinen Hölderlin kannte, belegt jedoch nicht nur das Gedicht „Latrine“, in dem er – wie gesagt – auf etwas anrühige Art aus „Andenken“ zitiert. Dass die grundlegende (Sprech-)Situation der „Inventur“ mit der von „Hälfte des Lebens“ immerhin vergleichbar ist, darf man hingegen anmerken. Hölderlin schrieb sein Gedicht mit 32, Eich mit 38 Jahren.

überdeterminierten Textes. Dies alles hier nochmals Vers für Vers, Strophe für Strophe durchzubuchstabieren wäre angesichts der subtilen Beobachtungen besonders von Jürgen Zenke, Kaiser und Drügh überflüssig. Ich will aber einige ihrer Detailbeobachtungen aufgreifen, um eine weiterführende These zu formulieren und zu untermauern.

3. Was er keinem verrät

Bereits eine unbefangene ‚laute‘ Lektüre des Gedichts lässt erfahren, dass in den sogenannten Binnenstrophen 2 bis 6 die Verse 1 *und* 2 sowie 3 *und* 4 jeweils zusammen eine erkennbar abgegrenzte Sinneinheit bilden. Diese beiden Verspaare oder Halbstrophen sind ihrerseits verkoppelt durch parataktische Reihung (2), eine Relativsatzfügung (3), ein addierendes „und“ (4), eine parataktische Hauptsatzgrenze (5), einen Doppelpunkt, der grammatisch einen neuen Satzbeginn, logisch aber die Begründung der vorhergegangenen Aussage bildet (6). Von den Rahmenstrophen ist die öffnende grammatisch auffällig geteilt in zwei parallele deiktische Hauptsätze, die je eine Verszeile füllen, sowie einen dritten (mit ‚rückbindender‘ Ellipse des Verbs), der mit seinem räumlichen Attribut zwei Zeilen benötigt. Die abschließende Strophe bindet – bei weitgehend parallelem Bau aller vier Verse – durch die Ellipse des Verbs die zweite Zeile an die erste und lässt so einen rhythmischen Einschnitt in der Strophenmitte spüren.

Von den erwähnten metrischen Analysen betont insbesondere die von Drügh die verbindende Funktion der Enjambements sowohl innerhalb der Versgruppen wie auch als „Strophenenjambement“, es sorgt überwiegend „für einen regelmäßig fließenden Daktylus“ – wenn auch in gewisser Spannung zum optischen Eindruck der Kurzzeilen.¹⁷ Vermutlich war es aber gerade dieser Eindruck, der Gerhard Kaiser bewogen hat, das „zweihebige Schema“ eher abzulehnen, wogegen er „ruhige, fast ruppige prosanahe Kurzzeilen zu vernehmen“ meint, „das Versende jeweils ein Stocken“.¹⁸ Damit bezog er sich bereits auf Jürgen Zenke (der auch Drüghs Analyse vorgearbeitet hat), welcher feststellt, dass „Verse mit doppelter Senkung in der Versmitte dominieren“, dass weiterhin in den Binnenstrophen 7 Verse mit Auftakt (bei vorhergehend weiblicher Kadenz) beginnen, und generell eine „Verschleifung der strengen Zeilenzäsur durch Enjambements“ stattfindet, wodurch die Binnenstrophen „rhythmisch fließend“ werden. (Von einem „Stocken“ am Versende kann also gerade nicht die Rede sein.) Nach all dem, sagt Zenke, könne man „jede Strophe als Äquivalent zweier

¹⁷ Heinz Drügh: Ästhetik der Beschreibung, S. 366f.

¹⁸ Gerhard Kaiser: Günter Eich: „Inventur“. Poetologie am Nullpunkt, S. 274.

germanischer Langzeilen verstehen“.¹⁹ Oder anders formuliert: jeder Vers in diesen Strophen wäre nur die Hälfte eines Langverses. Das ist gerade beim Adoneus auch historisch nicht ungewöhnlich: „Oft schließen sich Zweitakter mit dem Nachbarn zu größeren Einheiten zusammen“, schreibt Heusler in seiner Versgeschichte und belegt es mit einem Beispiel aus Klopstocks *Messias*.²⁰

Dass dies bei einer akustischen Realisierung des Gedichts, also beim ‚lauten‘ Lesen ohne weitere Erklärungen sehr viel evidentener wird als beim Blick auf den gedruckten Text, scheint mir unbestreitbar. Wollte man diese Lautgestalt des Gedichts nun aber wiederum schriftlich fixieren, so würde sich folgender Text ergeben:

Inventur

Dies ist meine Mütze, dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug im Beutel aus Leinen.
Konservenbüchse: Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech den Namen geritzt.
Geritzt hier mit diesem kostbaren Nagel,
den vor begehrlischen Augen ich berge.
Im Brotbeutel sind ein Paar wollene Socken
Und einiges, was ich niemand verrate,
so dient es als Kissen nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt zwischen mir und der Erde.
Die Bleistiftmine lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse, die nachts ich erdacht.
Dies ist meine Notizbuch, dies meine Zeltbahn
dies ist mein Handtuch, dies ist mein Zwirn.

So gelesen und so wieder aufgeschrieben hat Günter Eichs *Inventur* nicht ganz zufällig 14 Verse. Ich „glaube“²¹ nicht nur, sondern meine zeigen zu können, dass es in der Textlogik des Gedichtes liegt, diese poetologisch exquisite und traditionsreiche Variationsform seines Gedichts zumindest mitklingen zu lassen. Wenn Eichs poetische Arbeit darauf abzielt, „kunstvoll Kunstlosigkeit“ herzustellen und damit „nicht nur Einfühlung und Mitgefühl, sondern auch Kennerschaft“ anzusprechen²² – warum sollte er dann in den 28 niedergeschriebenen und gedruckten Kurzzeilen nicht ein komplettes Sonett (vom abschließenden Verspaar her gesehen: in der Shakespeare-Variante) verstecken, oder

¹⁹ Jürgen Zenke: Poetische Ordnung als Ortung des Poeten, S. 75ff.

²⁰ Andreas Heusler: Deutsche Versgeschichte. Dritter Band, 2. Aufl. Berlin 1956, S. 284 (§ 1142).

²¹ Vgl. Silke Arnold-de Simine: „Dies ist meine Mütze“, S. 341.

²² Gerhard Kaiser: Günter Eich: „Inventur“. Poetologie am Nullpunkt, S. 281.

vielmehr „verbergen“ wollen, das er „keinem verrät“ – , das man aber, wie gesagt, am unmittelbarsten durch eine ‚laute‘ Lektüre ‚ent-decken‘ kann, die sich dem „vom Text ein geforderten Leserhythmus“²³ überlässt: also ein *Krypto-Sonett!*

Ob uns der Dichter damit etwas sagen will? Das wäre zu vermuten; allerdings bei Eich, der sich späterhin zunehmend jeder weltanschaulichen oder politischen Vereinnahmung oder Verpflichtung²⁴ entzieht, mit einiger Zurückhaltung. Immerhin sind sich die Interpreten der *Inventur* weitgehend darin einig, dass ihr Autor nicht nur all jene Kunstmittel nutzt, um den „Eindruck“ von Kunstlosigkeit zu erwecken, sondern sie zugleich und paradoxerweise zu einer – wenn auch minimalistischen – *Apotheose der Kunst*, genauer: der Dichtung und des Schreibens verwendet. Das wird ja auch durch die von allen Interpreten beobachtete symbolische Aufladung der scheinbar deskriptiven Details bekräftigt, mit der wenn nicht alle, so doch einige der Utensilien und Überlebensmittel, die da aufgezählt werden, zu einer Metaphorik des Schreibens beitragen, von der Konservenbüchse als ‚Schriftträger‘ und dem Nagel als Schreibgerät bis zum abschließenden „Zwirn“ als dem Faden, aus dem schließlich auch Texte gewebt werden können. Das die zugleich fachterminologische (also nichtmetaphorische) und emphatische Nennung der „Verse“ in diesem Diskurs einen besonderen Akzent trägt, ist ebenfalls schon bemerkt worden.²⁵ Auf das verborgene Sonett habe ich schon vor einigen Jahren hingewiesen, nachdem mir selbst erst eine Seminardiskussion vor noch längerer Zeit²⁶ die Augen für das Versteck geöffnet hatte.

Mir schien und scheint jedenfalls eine Lesart bzw. Schreibweise möglich, ja naheliegend, die durch die doppelbödige Formwahl, gewissermaßen im Palimpsest, zum Ausdruck bringt „dass selbst in einer historischen Situation wie 1945, in der alle Sicherheiten, alle traditionellen Formen zerbrochen und zerstört scheinen, die Erinnerung an diese Formen

²³ So formuliert Heinz Drügh: *Ästhetik der Beschreibung*, S. 367, dem es aber um die „Bildlichkeit“ des Textes geht.

²⁴ Nichts ist besonders dem späten Eich ferner als Wolfgang Weyrauchs Prognose aus jenem Nachwort zu „Tausend Gramm“ von 1949: „Die künftige deutsche Literatur wird eine verpflichtete Literatur sein, oder sie wird nicht sein.“ Der gewählte Begriff lässt offensichtlich die französische „littérature engagée“ durchscheinen.

²⁵ Man könnte die Sonderstellung des Wortes als exakte Umkehrung des Prinzips verstehen, das Eich in seinen Bemerkungen über „Die heutige Situation der Lyrik (I)“ 1947 der „neue(n) Lyrik von Rang“ zuschreibt: „Die Erweiterung des Wortschatzes“. Es geht darum, dass dies neuere Gedicht „Wörter enthält, die, zumindest in gebundener Sprache, ungewöhnlich sind“, weil sie die „Wirklichkeit der Zeit“ in technisch-zivilisatorischer wie auch in katastrophischer Hinsicht ausdrücken. „Inventur“ wäre dann in Gedicht, in dem dieser Wortschatz bereits dominiert und einzig von den „Versen“ durchbrochen oder verfremdet wird. (Gesammelte Werke, Bd. IV, S. 473f.)

²⁶ Im German Department, Brown University, Providence, Rhode Island, Spring Semester 1993. Den Freunden von damals sei Dank.

und Traditionen, oder sagen wir ruhig: an die Kultur, nicht endgültig verloren ist und wieder belebt werden kann.“²⁷

Das allerdings wäre fast das Gegenteil einer Programmatik des „von-vorn-Anfangens“, wie Wolfgang Weyrauch sie den „Kahlschläglern“ zuschreibt, für die er den Autor der *Inventur* als Kronzeugen quasi dienstverpflichtet und das Gedicht als unwiderlegbares Indiz präsentiert. Dass Eich für diese Kronzeugenrolle auf Grund seiner überaus angepassten Haltung im „Dritten Reich“ nur sehr bedingt geeignet war, dass er letztlich alles andere als ein „Kahlschlägler“ war, ist heute leichter zu sehen. Die Rede von „Kahlschlag“ und „Stunde Null“ und die entsprechende Mentalität, also eine Proklamation und Strategie des Neubeginns, war aber (darin dem gegenläufigen, damals sehr populären Rekurs auf die Klassik ganz ähnlich) sehr wohl brauchbar und geeignet, auch unbequeme Reminiszenzen der persönlichen wie der historischen Vergangenheit zu überdecken oder auszublenden – zumindest vorerst. Das kann dann in der Tat zu einer entschiedenen Umwertung des poetischen Sprechens in *Inventur* führen: „Es geht hier also keineswegs darum, eine neue, nüchterne und deskriptive Sprache zu finden, um sich oder gar anderen Rechenschaft über die eigene Vergangenheit abzulegen.“²⁸

5. Diese Mütze ist eine Mütze

Bevor wir uns nun ganz in metatheoretischen Reflexionen verlieren oder uns gar individualpsychologische Spekulationen über den Autor gestatten, möchte ich mich – auf die Gefahr des Widerspruchs – doch noch einmal als Anwalt des Referenziellen versuchen. Die Arbeit von Heinz Drügh, in der es ja zentral um Bildlichkeit geht, gibt mir dafür ein Stichwort. „Ist die Mütze des ersten Verses wirklich eine Mütze oder nur das Surrogat einer Mütze, etwa eine aus alten Zeitungen gefertigte Kopfbedeckung?“ fragt er im Blick auf die Evokationskraft des Textes.²⁹ Nun dürften, angesichts der Zeitumstände und der konkreten Situation, gerade Zeitungen, auch alte, im Lager eher Mangelware gewesen sein; auch stellt sich die Frage, ob man einen derartigen Kopfschutz wohl als „Mütze“ bezeichnen würde. Eine Mütze ist eine Mütze, sagt der gesunde Menschenverstand, und das kollektive Gedächtnis der älteren Generation fügt hinzu: Es wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach um das millionenfach verbreitete Modell der deutschen Wehrmächts-Schirmmütze handeln, weniger militaristisch auch gern als Ski-Mütze bezeichnet, und mangels Alternativen von der

²⁷ Jochen Vogt: *Einladung zur Literaturwissenschaft*, jetzt: 6. Aufl. München 2010, S.157f., erstmals 1999, S.130f.

²⁸ Silke Arnold-de Simine: „Dies ist meine Mütze“, S. 337.

²⁹ Heinz Drügh: *Ästhetik der Beschreibung*, S. 357.

männlichen deutschen Nachkriegsjugend bis in die frühen 1950er Jahre getragen. Zu dieser Einschätzung kommt man jedenfalls aufgrund des Schwarzweiß-Fotos, das ich hiermit in die Eich-Forschung einbringen möchte. Es wurde ohne namentliche Angabe des Urhebers in einem westdeutschen Dokumentenband von 1967 publiziert³⁰ und zeigt der Bildunterschrift zufolge „Deutsche Kriegsgefangene im Lager Sinzig im Mai 1945“.



Was sagt uns nun der intermediale Vergleich? Eindeutig und markant zeigt das Bild zumindest vier der Objekte, die auch unser Gedicht benennt: die erwähnte Mütze, den Mantel (beide mehrfach!), aber auch die Konservenbüchse als Allzweckgefäß, und die Zeltbahn, mit deren Hilfe ein primitives Dreieckszelt (mehrfach zu sehen) improvisiert werden kann. Alle weiteren Dinge, von denen das Gedicht spricht – so könnte man fortfahren, sind ja zu klein, zu unscheinbar, um auf einem solchen Foto zu erscheinen, oder werden aus diesem und jenem Grund auch bewusst verborgen!

³⁰ Deutschland unter den Besatzungsmächten 1945 – 1949. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten. Hrsg. von Hans Dollinger. Wissenschaftliche Beratung: Dr. Thilo Vogelsang. München: Verlag Kurt Desch 1967, S. 32.

Um jedes Missverständnis zu vermeiden: Es soll keineswegs behauptet werden, dass Eich ein solches Foto gekannt oder benutzt, also *Ekphrasis* im engerem Sinne betrieben habe (Drügh verwendet den Begriff übrigens in einem weiteren Sinn für die Deskription von Realgegenständen). Ich will aber darauf hinweisen, wie konkret und greifbar die poetisierten Gegenstände in der Realsituation des Autors verwurzelt sind, die ihrerseits – als Ausnahmezustand und Alltag zugleich – für ihn und Tausende seiner Kameraden von Mangel, Hunger, Krankheit, Ungewissheit und Angst geprägt war. *Inventur* hat also auch, was wir über den poetologischen und selbstreferenziellen Aspekten leicht vergessen können, zumindest historisch und produktionsästhetisch gesehen, einen veritablen „Sitz im Leben“. Die Rückbesinnung auf diese referenzielle oder mimetische Verankerung des Gedichts soll auch keineswegs als Argument gegen die oben diskutierten Lesarten gelten, die jene Aspekte betonen (und an denen ich mich ja selbst beteiligt habe). Mir scheint jedoch, dass die dokumentarische Folie, die uns mit dieser Fotografie in die Hände gefallen ist, den analytischen Blick für die Verfahren und Wirkungseffekte der poetischen Verarbeitung noch einmal schärfen kann. Damit tritt ein gewisses Widerspiel, eine Spannung zwischen konkreter und existentieller Situation, zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung, zwischen Dokument und Symbol, zwischen „Kahlschlag“ und Tradition als dasjenige Moment hervor, das diesem Gedicht über Jahrzehnte seine unzweifelhafte Faszination verliehen hat .

5. Und dies ist ...

Das gilt, wie ich abschließend noch kurz ausführen möchte, vor allem im didaktischen Zusammenhang, den ich eingangs schon kurz angesprochen hatte. Fragt man Schüler oder Studentinnen, in Deutschland wie in Portugal oder in den USA, bei einer ersten Konfrontation mit dem Gedicht *Inventur* nach der Person, die da wohl reden könnte, also nach dem „lyrischen Ich“, das aus diesen Versen spricht, so sagen sie oft: ein Obdachloser, *um desabrigado* oder *a homeless man or woman*. Und verweisen auf Nachfrage nicht auf Mütze oder Mantel, sondern auf einen anderen Vers: „Die Pappe hier / liegt zwischen mir und der Erde.“ Das verstehe ich wiederum als Indiz dafür, dass die Zeilen, die nun mehr als ein halbes Jahrhundert alt sind, nach wie vor die Kraft haben, Bilder aus der je eigenen Zeit und Lebenswelt der Leser und Leserinnen zu evozieren. Der zweite Blick auf die weiteren Utensilien bringt dann oft den „Gefangenen“ oder „Häftling“ ins Spiel, wobei die Assoziation „Gefängnis“ näher liegt als der Sonderfall „Kriegsgefangenschaft“. Damit ist aber eine Zielrichtung des Unterrichtsgesprächs vorgegeben, die zunächst in der Präzisierung der Sachbezüge wie auch der kommunikativen Situation, sodann in einer gewissen Historisierung

des Textes liegen kann. Die Eingangsfrage *Wer spricht da eigentlich?* setzt in aller Regel einen dialogischen Prozess in Gang, ein gemeinsames Spurenlesen und Entschlüsseln, das dann im Vergleich mit der Fotografie aus dem Lager fortgesetzt und im einzelnen vertieft werden kann: Warum „Zeltbahn“ und nicht Zelt? Warum „Schreibstiftmine“ und nicht Schreibstift? Und weiter: Welches sind die verborgenen Dinge im Brotbeutel? Warum werden sie verborgen? Und was mag in den „Versen“ stehen? Das lakonische Gedicht vermag erfahrungsgemäß ein besonders lebhaftes Gespräch in Gang zu setzen.

Eine Analyse der formalen Strukturen und Charakteristika könnte zunächst einmal am fehlenden Endreim ansetzen, als Merkmal moderner Poesie vermutlich allseits bekannt. Die vielfachen lautlichen Korrespondenzen, mit denen das Gedicht kompensatorisch aufwartet, lassen sich schrittweise herausarbeiten: vom unübersehbaren Parallelismus der Anfangs- und Endverse bis zu subtilen Assonanzen (etwa das dreifache „z“ in der Endstrophe). Auch die Oberflächengliederung der Verse und Strophen ist leicht erfassbar. Die detaillierte metrische Struktur kann, muss aber nicht unbedingt erarbeitet werden; wiederholtes lautes Lesen mit besonderer Aufmerksamkeit auf den Rhythmus wird jedoch durchaus den Blick auf das „Krypto-Sonett“ öffnen – und damit auf eine traditionelle Gedichtform, die im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Von hier aus ist es dann nur noch ein Schritt zu intertextuellen Vergleichen. In der Forschung ist ja vermehrt auf das Gedicht *Jean Baptiste Chardin* von Richard Weiner (1916) hingewiesen worden, in dem ein lyrisches Ich mit der deiktischen Grundformel „Dies ist...“ seine besitzbürgerliche Behaglichkeit vom Braten bis zur Pfeife inventarisiert.³¹ Günter Eich hat eine Kenntnis dieses Textes entschieden verneint. Interessanter, gerade unter didaktischem Aspekt, scheint ohnehin die andere Blick- bzw. Sprechrichtung: also auf Texte, die ihrerseits *Inventur* als Prätext verwendet wird. Überhaupt hat das Gedicht eine gewisse Prägekraft erst im historischen Abstand gewonnen, ist in den kollektiven Zitatenschatz eingegangen, vor allem wiederum wegen der deiktische Grundformel, die offensichtlich zu neuen Sprechakten, Adaptionen und Parodien stimuliert.³² Ein so form- und traditionsbewusster Lyriker wie Hans Magnus Enzensberger benutzt sie mehrfach zitierend und varierend, so etwa 1980 als abschließende Bilanz einer *Scheidung*:

³¹ In: Franz Pfemfert (Hg.): *Jüngste tschechische Lyrik. Eine Anthologie*. Berlin-Wilmersdorf: Verlag die Aktion 1916, S. 113. – Vgl. Jürgen Zenke: *Poetische Ordnung als Ortung des Poeten*, S.73; Heinz Drügh: Günter Eichs „*Inventur*“, S. 359ff., der Weiners Text umstandslos als „Prätext“ behandelt.

³² Sie funktioniert insofern ‚räumlich‘ ganz ähnlich wie die temporale Deixis „Warte nur! Balde ...“, der wir eine Unzahl von variierenden und parodierenden Zitaten, meist in Zeitungsüberschriften, aus Goethes berühmtestem Gedicht verdanken.

(...) Dann die Erschöpfung. Langsam
Blättert der Schorf ab. Ein neues Tabakgeschäft,
eine neue Adresse. Parias, schrecklich erleichtert.
Blasser werdende Schatten. Die sind die Akten,
Dies ist der Schlüsselbund. Dies ist die Narbe.³³

Ohne wörtliche Anlehnung, eher aus der Situation heraus, heißt es fast dreißig Jahre später im
Holiday Inn Blues aus dem Gedichtband *Rebus* (2009):

Hier, in dieser Zelle,
bist du willkommen,
solange du zahlen kannst.
Da ist die Seife, der Stuhl,
das leere Bett, der offene Koffer,
das Röhrchen mit den Tabletten.
Die müde Kunst,
die dich pink angähnt,
ein Telefon, das nicht klingelt –
das ist alles.³⁴

Thematisch ähnlich, ebenfalls ohne die „Dies ist...“-Formel, aber ausdrücklich „Günter Eich“
zugeeignet, ist die *Zweite Inventur* von Kurt Drawert, auf die mich mein Freund Andreas Erb
hingewiesen hat.³⁵ Nicht nur anspielungsweise zitierend hat Robert Gernhardt nach gut 50
Jahren *Inventur* genutzt, sondern eine bis in Einzelheiten genau nachgearbeitete Kontrafaktur
geliefert, die sich zudem bereits im Titel explizit auf den Prätext und seinen (1972
verstorbenen) Autor bezieht.³⁶

Inventur 96 oder Ich zeig Eich mein Reich
Dies ist mein Schreibtisch,
dies ist mein Drehstuhl,

³³ Hans Magnus Enzensberger: *Gedichte 1950-1985*, Frankfurt a. M. 1986.

³⁴ Hans Magnus Enzensberger: *Rebus. Gedichte*, Frankfurt a. M. 2009. – In der Schlusszeile klingt wohl auch ein Echo aus Gottfried Benns biographischem Bilanzgedicht „Teils-Teils“ (1954) mit: „das war alles / davon zehrten wir.“

³⁵ Kurt Drawert: *Privateigentum. Gedichte*, Frankfurt a. M. 1989, S. 27f.

³⁶ Aus dem Band „Lichte Gedichte“ von 1997. Jetzt in: Robert Gernhardt: *Gesammelte Gedichte 1954 – 2004*, Frankfurt a. M. 2005, S. 502. – Auf das Risiko hin, das Offensichtliche breitzutreten, möchte ich doch auf die Feinheiten der Gernhardtschen Sprachspielerei schon im Titel, genauer in dessen zweitem Teil hinweisen. Von den fünf einsilbigen Wörtern sind vier durch die Assonanz des Diphtongs ‚ei‘ und wiederum (aber nicht die gleichen) vier durch die Assonanz der Konsonantenverbindung ‚ch‘ verkettet (dies letzte natürlich nur bei akustischer Realisierung in Gernhardts regionalem Idiom: ‚ich zeich Eich‘). Ob im ‚Eich‘ ein frankfurterisches ‚Euch‘ verborgen ist, was ja rezeptionsästhetisch durchaus Sinn machen würde, lasse ich mal offen.

hier mein Computer,
darunter der Drucker.

Telefonanlage:
Mein Hörer, mein Sprecher.
After the beep
You can leave a message.

Sie können die Nachricht
Natürlich auch faxen
Ich ruf Sie so bald wie
möglich zurück.

Im Hängeschrank sind
die Korrespondenzen
und einiges, was ich
niemand verrate,

sonst kostet dies Wissen
noch mal meinen Kopf.
Der Kelim hier liegt
Zwischen mir und den Dielen.

Das Kopiergerät dort
ist mir am liebsten.
Tags kopiert es die Texte,
die nachts ich getippt.

Dies ist mein Notizbuch,
dies sind meine Tagebücher,
die ist meine Bibliothek,
dies ist mein Reich.

Sehr schön soweit.³⁷ Aus heutiger Sicht kann dies aber nicht das letzte Wort sein, das wissen auch und vor allem unsere jungen Leute: schon wegen des eindeutig als überholt zu qualifizierenden Standes der erwähnte Technologie: Fax! „Kopiergerät“! „Notizbuch“! Gar

³⁷ In Sachen Gernhardt erlaube ich mir einen Hinweis auf meinen Aufsatz: Das muss der Reimreinbringer sein. Mit Robert Gernhardt ins dritte Jahrtausend, in: Jochen Vogt: Knapp vorbei. Zur Literatur des letzten Jahrhunderts, München 2004, S. 157-186.

nicht zu reden von einer „Bibliothek“! Dass Eichs Gedicht sich für Kontrafakturen, Parodien und Weiterschreibübungen, und damit für den produktionsorientierten Literaturunterricht besonders eignet, hat Gernhardt immerhin bewiesen. Das Internet ist inzwischen voll von *Inventur*-Gedichten aus der Überflussgesellschaft. An dieser Stelle deshalb nur noch der Hinweis: *Dies ist mein link*.³⁸

³⁸ Nur einer von mehreren, wiederum von Andreas Erb mitgeteilt:
www.onlinekunst.de/talentschuppen/00_nachdichtung_eich_inventur.html, 26.2.2009

Zum Geburtstag



Sehr geehrter, lieber Herr Klussmann,

zu Ihrem „runden“ Geburtstag möchte ich Ihnen herzlich gratulieren. Ich verbinde diese Gratulation mit dem Dank für die bewundernswerte Leistung, die Sie mit der Gründung und der langjährigen Leitung des Instituts für Deutschlandforschung erbracht haben. Allen Kolleginnen und Kollegen, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts waren Sie stets ein Vorbild – und wir alle hoffen und wünschen Ihnen, dass dies noch lange so sein wird.

Darauf erhebe ich – wie oben zu sehen – mein Glas und wünsche Ihnen alles Gute und vor allem Gesundheit für Ihren nächsten Lebensabschnitt.

Herzlichst Ihr

Lieber Paul Gerhard,

einen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem „runden“

Geburtstag. Komm doch bald wieder nach Bologna! –

Marie Luise Wandruszka

Lieber Herr Klussmann,

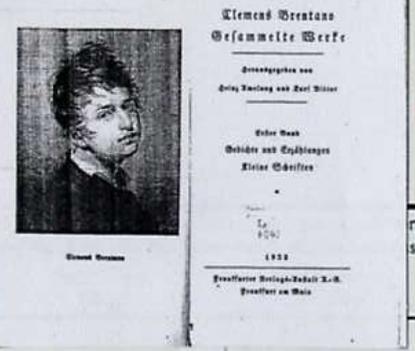
als Sie Ende der 1980er Jahre gemeinsam mit Gerhard Plumpe meine Magisterarbeit begutachtet haben, konnte ich nicht ahnen, dass mich Ihre Themen und Schüler noch so lange begleiten würden. Stefan George etwa. Zu diesem Feld, das sie so grundlegend bestellt haben, haben wir erst kürzlich gemeinsam publiziert. So oder so haben Sie meine eigenen Expeditionen in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft seit dreißig Jahren begleitet. Dafür möchte ich mich herzlich bedanken. Zu Ihrem 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen alles Gute. In Fragen des Alterns würde ich allerdings weniger Stefan George folgen als Ernst Jünger. Dies hätte den großen Vorzug, dass wir Ihnen in zehn Jahren wieder gratulieren dürften.

Herzliche Grüße und ein schönes Fest wünscht Ihnen

Ihr Niels Werber

Name: stud. *phil.* *Renate Werner*
 Hochschule: *Münster*
 Sommer-Winter-Halbjahr 19 *61/62*
 2. tes Fachsemester

Universität
 Münster
 Wintersemester *61/62*



Lfd. Nr. d. Vorl.-Verz.	Name des Dozenten	Genauere Bezeichnung der Vorlesungen, Übungen oder Seminare	Wochenstundenzahl	Geprüft Unterrichtsgeld DM	
457	Most	DIESES SEMINAR FAND VOR 52 JAHREN STATT. ES IST MIR BIS HEUTE UNVERGESSLICH, IHM VERDANKE ICH EINES MEINER LIEBLINGSGEDICHTE - UND NOCH SO VIELES MEHR - PERSÖNLICHE BEGEGNUNGEN, GESPRÄCHE, DISKUSSIONEN UND ANREGUNGEN - ÜBER EIN HALBES JAHRHUNDERT! VON GANZEM HERZEN SAGE ICH DANK UND WÜNSCHE GLÜCK UND GESUNDHEIT !! RENATE WERNER		5,-	
509	Johneumann			5,-	
553	Tieler			7,50	
554	Johneumann			5,-	
555	Jorck			5,-	
557	Raser			5,-	
558	Weydt			5,-	
561	Jorck			5,- 3,-	
569	Kluskmann		Übungen zur Lyrik des 19. Jahrhunderts (Tietz, Novalis, Freytag, Eichendorff)	2	5,-
468	v. Zannas		Einleitung in die Vorlesung über die Revolutionen 1848	3	7,50
464	Harding	Die deutsche Königsmüllerei im Reich des Mittelalters	3	7,50	
441	Viehhaus	Einführung in das Schrifttum des Mittelalters	2	5,- 3,-	

Sozialgebühren WS 61/62

(Name des Absenders)

Kto. Nr. 314 PSchA Dortmund

Einlieferungsschein
 - Sorgfältig aufbewahren -

36, Deutsche Mark
 (in Ziffern)

für die **Universität Münster**
 in **Münster (Westf.)**

Postvermerk
 04664 - R1161
 32
Münster Westf.

Oft sah ich die Sonne steigen
 Zu des Berges höchstem Rand
 Und sich liebend abwärts neigen
 In ein fremdes, fernes Land.

Auf der Höhe blieb sie stehen
 Und hat scheidend mir vertraut:
 „Nie wirst du mich wiedersehen,
 Denn ich bin des Mondes Braut.“

Schrecken wollte mich versteinen,
 Wie sie mir den Abschied bot,
 Doch sie lehrte mich noch weinen,
 Eh sie schied im Abendrot.

Wie die Tränen niederflossen,
 Blühte Ruhe mir herauf,
 Und in Herzenstiefe schlossen
 Sich mir Liebesschätze auf.

Auf des Abendmeeres Wellen
 Sah ich goldne Schiffe gehn,
 Sehnsucht will die Segel schwellen,
 Phantasie das Steuer drehn.

Was werd ich vom Schiff empfangen?
 Trägt's den Bräutigam heran?
 Bringt es Perlen, goldne Spangen,
 Segelnd durch der Wellen Bahn?

Doch die Fluten ernster dunkeln,
 Purpurn rötet sich die Flut,
 Goldnes Dachwerk seh ich funkeln,
 Das auf Saphirsäulen ruht.

Phantasie steht auf den Stufen
 Und blickt bittend nach mir hin,
 Scheinet lockend mich zu rufen,
 Bietend herrlichen Gewinn.



*Lieber Herr Klussmann,
herzliche Glückwünsche zu Ihrem 90. Geburtstag
sendet Ihnen*

*Jutta Wittershagen
(Dekanat der Fakultät für Philologie)*



同 济 大 学 德 语 系
Deutsche Fakultät der Tongji-Universität

Postadresse: Deutsche Fakultät, Tongji-Universität, Siping-Str. 1239, 200092 Shanghai, VR China
Fax.: 0086-21-65984977
Tel.: 0086-21-65983026
E-mail: zhujianhua001@hotmail.com

Prof. Dr. Jianhua Zhu
Präsident der Internationalen Vereinigung für Germanistik
Shanghai, den 18. 02. 2013

Glückwünsche zum 90. Geburtstag

Lieber Herr Klussmann,

Ihre großen Leistungen sowohl in der germanistischen Forschung im breiten Spektrum als auch in der Förderung der internationalen Beziehungen wissen wir sehr zu schätzen!

Zu Ihrem 90. Geburtstag wünsche ich Ihnen nach chinesischer Gewohnheit viel Glück, gute Gesundheit und ein langes ruhiges Leben!

Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen

Ihr

Jianhua Zhu

